

DER FELS

Pfr. Dr. François Reckinger:
Von der Vollendung, die wir erwarten S. 313

Prof. Dr. Dr. Anton Ziegenaus:
“...nicht wie die, die keine Hoffnung
mehr haben” S. 318

Jürgen Liminski:
Boulevard zum Himmel S. 322

Katholisches Wort in die Zeit

33. Jahr Nr. 11 November 2002



INHALT:

Papst Johannes Paul II.:

Die allgemeine Berufung
der Menschheit 307

Pfr. Winfried Abel:

Maria – Gottes Antwort auf die
Not unserer Zeit (Schluß) 308

Pfr. Ludwig Gschwind:

Menschen brauchen Vorbilder 310

Prof. Dr. Reinhold Ortner:

Zur heutigen Situation des
Glaubenslebens 312

Pfr. Dr. François Reckinger:

Von der Vollendung, die wir erwarten .. 313

Dr. Irmgard Schmidt-Sommer:

Opfergang nach Auschwitz 317

Prof. Dr. Dr. Anton Ziegenaus:

„... nicht wie die, die keine Hoffnung
haben“ 318

Jürgen Liminski:

Boulevard zum Himmel 322

Franz Salzmacher:

Ideologie statt Sachkompetenz 326

Auf dem Prüfstand 328

Zeit im Spektrum 329

Bücher 331

Nachrichten 333

Forum der Leser 334

Impressum „Der Fels“ November 2002 Seite 335

Titelbild: Die Ältesten beim Thron des Lammes. Detail der Apokalypse-Teppiche von Angers, 1373 gewebt nach Entwürfen von J. Bondol für Louis I.; Frits van der Meer, Apokalypse, Herder-Verlag, S. 176.

Fotos: 307 KNA; 308 R. Gindert; 309 Maria Knotenlöserin (um 1700) St. Peter am Perlach, Augsburg; 311 oben: S. Halliday, L. Lushington, Glasfenster der Welt, Orbis Verlag, 1992, S. 33; unten: Basilica del Santo, Padova Altartafel; 315 Letzte Gericht, Baptistry Ceiling, Florenz, 13. Jhd.; 316 Auferstehung der Toten, Perikopenbuch Heinrichs II. Reichenau, 1007-1012; Beuroner Kunstverlag; 317 Schmidt-Sommer; 319 Barisch; 321 Archiv; 322, 323, 324, 326, 327 Liminski; 336 A. Balling im Martyrologium „Zeugen für Christus“ von H. Moll, Schöningh-Verlag;

Text: S. 307: Ansprache vom 1. November 1999

S. 336: A. Balling im Martyrologium „Zeugen für Christus“ von H. Moll, Schöningh-Verlag



Liebe Leser,

Am Anfang der Frohen Botschaft steht der Aufruf zu Umkehr und Bekehrung. Dieses Umdenken hat jeder Christ nötig. Kardinal Meisner hat am 26. September 2002 im Kölner „domradio“ festgestellt, dass er in seiner Predigt vor der Deutschen Bischofskonferenz nicht die Auflösung bestimmter Verbände, sondern ihre Bekehrung gefordert habe. Wenn nun diese Präzisierung bei katholischen Verbänden und kirchlichen Angestellten einen Aufstand hervorruft, so offenbart dies die geistige Verfassung derer, die sich nun entrüsten. Kardinal Meisner hat das Sündenregister von KAB, kfd, BDKJ und ZdK nicht aufgelistet. Er hat sie nicht einmal mit Namen genannt. In dieser schnelllebigen und vergesslichen Zeit sei hier nur auf die negative Reaktion und die Aufrufe zum Widerstand seitens des ZdK gegen die Rundschreiben des Hl. Vaters erinnert, wie sie z.B. in der Frage des Frauenpriestertums, der Mitwirkung der Laien am Dienst der Priester, des Ausstiegs der Kirche aus der Scheinberatung mit der Gründung von Donum Vitae als Gegenmaßnahme zum Ausdruck kamen. Das veranlasste Kardinal Ratzinger einmal zu dem Ausspruch, es gäbe kaum ein Schreiben aus Rom, zu dem das ZdK nicht seine Gegenposition formulieren würde! Von Gremien, die selbstgerecht Korrektur und Umkehr ablehnen, brauchen wir für die Zukunft nicht viel erwarten. Kardinal Meisner hat vor der Deutschen Bischofskonferenz u.a. gesagt: „Wir sind heute ... in eine Zeit gestellt, in

der die Kirche in unserem Land vor lauter Strukturen, Statuten, Sekretariaten und Kommissionen zu einer reinen Organisation zu erstarren droht ... Die Apparate sind oft so mächtig geworden, dass wir uns selbst als Bischöfe häufig hilflos und machtlos vorkommen ... In diesen Wust von Apparaten, Strukturen, Zuständigkeiten und Kompetenzen muss der Gottesgeist hineinfahren ...“. Einige Bischöfe, so berichten die Medien, sehen „die Sache anders“. Der Aachener Bischof Mussinghoff meinte, „Meisners Position in dieser Frage sei für die Bischofskonferenz nicht repräsentativ“ (DT 01.10.02). Zum Papstschreiben vom 22. Februar 2001 an die deutschen Kardinäle, in dem die Schwachpunkte der Kirche in Deutschland aufgeführt sind, hatte Mussinghoff geäußert: Der Papst analysiere die Situation richtig, die Frage sei aber „ob der Papst die richtigen Folgerungen aus dieser Analyse zieht. Manches bewerten wir Bischöfe vor Ort anders. Lehmann bleibt, der Brief und Ärger darüber werden vergehen“. Die Bischöfe sind gewiss die Nachfolger der Apostel. Einige erinnern uns in ihrer Stellungnahme zu Kardinal Meisner an die Jünger auf dem Ölberg und vor dem Pfingstereignis.

Im Dom von Orvieto gibt es das berühmte Deckenfresko von Nicola Signorelli. Es stellt den wahren und den falschen Christus dar. Der falsche Christus, der den Menschen nach dem Mund redet, versammelt um sich eine viel größere Schar als der wahre Christus, der die Wahrheit – gewiss in Liebe – predigt. Das ist bezeichnend für unsere Situation. Was wir heute brauchen, sind Oberhirten, die wieder den Glanz der Wahrheit zum Leuchten bringen, wie Johannes Paul II. oder Kardinal Meisner in seiner Predigt vor der Bischofskonferenz – sei es gelegen oder ungelegen.

Mit freundlichen Grüßen
aus Kaufering

Ihr Hubert Gindert

Die allgemeine Berufung der Menschheit

Papst Johannes Paul II. zu Allerheiligen

1 Wir feiern heute das Fest Allerheiligen. An diesem festlichen Gedenktag richtet die Kirche, die auf Erden pilgert, ihren Blick himmelwärts auf die unermessliche Schar von Männern und Frauen, die Gott zur Teilhabe an seiner Heiligkeit erhoben hat. Sie kommen, wie das Buch der Offenbarung des Johannes lehrt, »aus allen Nationen und Stämmen, Völkern und Sprachen« (*Offb 7,9*). In ihrem irdischen Leben war es ihnen darum zu tun, immer seinen Willen zu erfüllen, ihn aus ganzem Herzen zu lieben und den Nächsten zu lieben wie sich selbst. Darum hatten sie auch Prüfungen und Verfolgungen zu leiden, und jetzt ist ihr Lohn im Himmel groß und ewig (vgl. *Mt 5,11*).



Meine Lieben, das ist unsere Zukunft! Das ist die wahrste und allgemeine Berufung der Menschheit: die große Familie der Kinder Gottes zu bilden und sich Mühe zu geben, deren wesentliche Züge schon auf Erden vorzunehmen. Zu diesem Ziel zieht uns das leuchtende Beispiel so vieler Brüder und Schwestern hin, die die Kirche im Lauf der Jahrhunderte als Selige und Heilige anerkannt und allen als Vorbilder und Führer vorgestellt hat. Heute bitten wir sie um ihre gemeinsame Fürsprache, damit sich jeder Mensch für die Liebe Gottes, der Quelle des Lebens und der Heiligkeit, öffne.

2 Am morgigen Tag wird diese Bitte zum inständigen und einhelligen Gebet zum Vater des Erbarmens für alle verstorbenen Gläubigen. In jedem Teil der Welt wird man für sie das eucharistische Opfer darbringen, das Unterpand ewigen Lebens für die Lebenden und die Verstorbenen, nach dem Worte Christi selbst: »Ich bin das Brot des Lebens. Wer dieses Brot isst, wird leben in Ewigkeit« (*Joh 48,58*).

In diesen Tagen machen die, denen es möglich ist, einen Friedhofsbesuch, um an den Gräbern ihrer Lieben zu beten. Auch ich werde heute Nachmittag in die Vatikanischen Grotten hinuntergehen, um an den Gräbern meiner Vorgänger im Gebet zu verweilen. Im Geist mache ich mich dann auf zum Friedhof von

Das ist es, was Gott will: eure Heiligkeit« (*1 Thess 4,3*). Dieser Auftrag betrifft nicht nur einige Christen: „Alle Christgläubigen jeglichen Standes oder Ranges sind zur Fülle des christlichen Lebens und zur vollkommenen Liebe berufen“.

*Johannes Paul II.
„Novo Millennio Ineunte“ Ziff 30*

Krakau, wo meine lieben Verstorbenen ruhen, und zu den anderen Friedhöfen der Welt, um vor allem an den in Vergessenheit geratenen Gräbern zu beten.

Die Liturgie lehrt ja, im Namen der Solidarität, die die Glieder der Kirche miteinander verbindet, für alle zu beten: Das ist ein Band, das stärker ist als der Tod. Möge niemandem unsere Gebetshilfe fehlen!

3 In diesem geistlichen Klima spüren wir mehr denn je die lebendige und tröstende Anwesenheit Marias. Heute rufen wir sie als Königin aller Heiligen an und betrachten sie inmitten der himmlischen Versammlung der seligen Geister. Morgen werden wir ihr, der Mutter der Barmherzigkeit, die Seelen der verstorbenen Gläubigen anvertrauen.

Für das Volk Gottes ist sie Zeichen des Trostes und sicherer Hoffnung. In ihr erkennen wir das lebendige Bild des Wortes Christi: »Selig, die ein reines Herz haben; denn sie werden Gott schauen« (*Mt 5,8*). Ihre Fürsprache erlange uns, diese Seligpreisung des Evangeliums uns zu eigen zu machen.

MARIA - Gottes Antwort auf die Not unserer Zeit

Schluß

Von Winfried Abel



Im vorausgehenden ersten Teil (Fels 9/02) fragt der Verfasser, was die Krankheit unserer Zeit ist (Atheismus, Materialismus, Egoismus, Konsumismus, Hedonismus). Er zeigt, wie auch die Christen davon infiziert sind, und er identifiziert die Ursachen dieser Krankheit. In den abschließenden Überlegungen zeigt der Verfasser, wie diese Übel überwunden werden können: Maria gibt die Antwort auf die Not unserer Zeit. Der Autor ist Pfarrer in Fulda. Er war zuvor Gefängnisseelsorger, arbeitete am ökumenischen Lebenszentrum Kraheim und danach am geistlichen Jugendzentrum in Fulda. Pfarrer Abel unterhält einen Kassettendienst mit einer Fülle geistlicher Vorträge.

In Maria findet Gott gewissermaßen den Schmelztiegel, in welchem er seine Gottheit mit der Menschheit wieder verbindet: alle Gottlosigkeit hat darin – zumindest potentiell – ein Ende.

Beim Lesen des Johannes-evangeliums (Kap.9) fand ich dafür ein treffendes Bild: Jesus heilt einen blinden Mann, indem er auf die Erde spuckt. Er bereitet aus Speichel und Staub einen Teig und legt diesen dem Blinden auf die Augen. Mit dieser Symbolhandlung deutet er das Geheimnis der Kirche an. Denn von oben kommt die Heilkraft des Göttlichen; sie kann aber nur wirksam werden in Verbindung mit dem Staub von unten. Gott braucht also diesen „Menschenstaub“, um sich mit ihm zu verbinden. So wird die Kirche zu einer „Salbe“, zu einem geheiligten Chrisam, das Gott auf die Augen der blinden Menschheit legen will. Der Schmelztiegel, in dem diese Salbe zubereitet wird, ist der Schoß der Gottesmutter.

Schon am Anfang, unmittelbar nach der Urkatastrophe der Sünde, hat Gott den Menschen die erste Verheißung – die Theologen nennen sie das Proto-Evangelium – gegeben, dass der Nachkomme der Frau der Schlange den Kopf zertreten wird (vgl. Gen. 3,15). Der Heilige Geist hat sich also von Anfang an in der

Seele eines jeden Menschen einen Brückenkopf reserviert, den wir die Sehnsucht nach Gott nennen.

Ich kann nicht die Ansicht teilen, die kürzlich ein Theologieprofessor hinsichtlich der Bürger der ehemaligen DDR äußerte: sie seien „religiös unmusikalisch“. Diese Ansicht widerspricht der Natur des Menschen, der auf Gott hin geschaffen ist und „seine Ruhe nur in Gott finden“ kann, wie Augustinus treffend sagt. Wir Heutigen müssen uns allerdings die Frage stellen: Wie können wir den modernen Atheisten ihre Gottessehnsucht bewusst machen? Wie finden wir den Schlüssel zu ihrem Herzen? Wir sollten darum beten und dürfen zugleich darauf vertrauen, dass der Heilige Geist der Kirche den Schlüssel dazu in die Hand legen wird.

Die Kirche muss sich die Leidenschaft Gottes wieder zu eigen machen. Wir sind ja nicht Kirche für den Binnenraum, für treue Gottesdienstbesucher und fromme Bibelkreise, sondern wir sind missionarische Kirche für die Welt. Das können wir nur sein, wenn das Salz wieder seine Kraft gewinnt. Unser missionarischer Auftrag besteht heute unter anderem darin, den Menschen, die in ihren virtuellen Welten den Sinn ihres Lebens suchen, ihre wahren Sehnsüchte zu deuten.

Maria ist die personifizierte Sehnsucht nach Gott. Für sie gibt es keine andere Leidenschaft, keinen anderen Lebensinhalt, als Gott. Diese biblisch begründete Aussage führt uns zum tieferen Verständnis des Dogmas von der Unbefleckten Empfängnis. Weil Maria voll der Gnade ist, muss sie leer sein von allem, was nicht Gnade ist, das heißt frei von Sünde.

Marias Spiritualität ist also die Armut des Herzens. Spirituelle Armut ist kein Defizit oder Mangel, sondern im Gegenteil: ein Disponiert-Sein für den Reichtum, den nur Gott geben kann. Dieser Reichtum, die Fülle des Lebens, stellt sich mit Sicherheit ein, wenn ein Mensch sich um Gottes willen arm macht. Denn Gott duldet kein Vakuum. Er tritt durch jede Türe ein, sofern sie sich ihm öffnet.

Inmitten dieser Welt, die sich nicht selten selbst das Zeugnis ausstellt, ohne Zukunft zu sein („no future“), ist Maria ein Zeichen der Hoffnung, das in der Gestalt der Kirche weiterlebt. Wer könnte mehr von Hoffnung sprechen als eine Frau, die empfängt und trägt und gebiert? Deshalb müssen wir uns nicht wundern, wenn die apokalyptische Frau (Offb.12), die in Geburtswehen schreit, von dem Drachen angegriffen wird, der sie um die Frucht ihres Leibes bringen will.

Der böse Feind will die Welt hoffnungslos machen durch Unfruchtbarkeit. Gerade deshalb ist die zunehmende Unfruchtbarkeit der Frau in unserer Gesellschaft ein alarmierendes Zeichen für eine alt werdende Welt, die dringend wieder der Verjüngung durch die gegenläufige Bewegung einer spirituellen Erneuerung bedarf.

Für diese Neuheit ist Maria unser Vorbild. Denn sie ersetzt die virtuelle Welt, in der sich der Mensch als Macher und Schöpfer gebärdet, durch die Welt der „virtutes“, – das sind die göttlichen Tugenden. Tugenden sind Tauglichkeiten und Befähigungen, die dem Menschen verliehen werden, um der liebenden Zuwendung Gottes in freier Hingabe entsprechen zu können. Die „virtutes“ führen uns zurück zum wahren Sinn für die Realität: sie helfen uns Gott Gott sein zu lassen und uns vor ihm als Geschöpfe zu erkennen. Gott Gott sein lassen – das ist der tiefste Sinn der Anbetung. Weil Maria eine Anbetende war, war sie auch ein reiner Spiegel der göttlichen Tugenden.

Die hl. Katharina von Siena empfing einmal im Gebet das Wort Jesu: „Katharina, denke daran, dass du die bist, die nicht ist, – und ich der bin, der ist.“ Dieses Wort ist ganz im Sinne Marias gesagt. So soll der Mensch vor Gott sein. Dann wird er wieder offen und empfänglich für das, was Gott ihm und der Welt geben möchte.

Jesus hat uns gelehrt, wie wir uns aus der virtuellen Welt „hinausbeten“ und in die Welt der „virtutes“ hineinbeten können: damit nicht unser Name, sondern sein Name verherrlicht werde, damit nicht unser Reich, sondern sein Reich komme,

damit nicht unsere Eigenmächtigkeit, sondern sein Wille unser Leben regiere. Maria bringt diese Bitten auf die kurze Formel: „Mir geschehe nach deinem Wort!“

Papst Johannes Paul II. hat in seinem Schreiben NOVO MILLENNIO INEUNTE anhand des Evangeliums vom reichen Fischfang (Luk.5) treffend die Pädagogik Jesu geschildert: wie er seine Jünger immer wieder ad absurdum führt, wenn sie ihre Eigenmächtigkeit ins Spiel bringen. Sie haben die ganze Nacht gearbeitet – umsonst. Doch dann kommt Jesus, und (nur!) auf sein Wort hin geschieht das Wunder. Später hat Jesus diese Szene noch einmal nachgestellt. Nach seiner Auferstehung ließ er die Jünger durch die Frauen nach Galiläa bestellen. Dann geschah noch einmal dasselbe. Sie arbeiten die ganze Nacht – umsonst. Dann kommt Jesus ans Ufer. Wie ein guter Therapeut, der durch Erinnerung und Wiederholung eine Erkenntnis vertiefen will, sagt Jesus: „Werft euer Netz aus!“ Johannes berichtet: die Jünger fingen insgesamt 153 Fische. Der Kirchenvater Hieronymus weiß genau, warum. Die 153 entsprechen exakt der Zahl der damals bekannten Völker. Jesus will sagen: *alle* sollen ins Netz Christi gelangen, auch die Buddhisten und Mohammedaner. Wir dürfen also nicht in einem falsch verstandenen Toleranzverständnis verkünden, die Mohammedaner sollten Mohammedaner

bleiben, unsere Angelegenheit sei lediglich die Herde Christi. Dann hätten wir wieder die Kirche des Binnenraums.

Deshalb besteht die Pädagogik Jesu eben darin, die Menschen nach dem Bild seiner Mutter zu formen, der er das größte Kompliment gemacht hat, das man einem Menschen machen kann. Als nämlich eine Frau aus der Menge so spontan, wie eben nur Mütter sein können, ausrief „Selig der Leib, der dich getragen, und die Brust, die dich genährt hat“ (gemeint ist: ein solches Kind kann nur von einer großartigen Frau kommen), – griff Jesus dieses Wort auf und überhöhte es: „Selig vielmehr, die das Wort Gottes hören und es befolgen!“ (Lk.11,27f). Gemeint ist: Das Geheimnis der Fruchtbarkeit liegt darin, sich ganz auf Gottes Willen einzulassen. Hörer des Wortes sein heißt, empfängnisbereit zu sein und sich schlicht beschenken lassen von dem, was Gott geben will.

Darum hat Petrus es gewagt zu sagen: „Herr, unsinnig ist zwar dein Befehl, doch auf dein Wort hin will ich

Maria im Sternenkrantz über dem Hochaltar von St. Emmeram in Regensburg. – „Wie die Mutter Jesu, im Himmel schon mit Leib und Seele verherrlicht, Bild und Anbeginn der in der kommenden Weltzeit zu vollenden Kirche ist, so leuchtet sie auch hier auf Erden in der Zwischenzeit bis zur Ankunft des Tages des Herrn (vgl. 2 Petr 3,10) als Zeichen der sicheren Hoffnung und des Trostes dem wandernden Gottesvolk voran.“ (II. Vatikanum, Lumen gentium 68)



das Netz auswerfen.“ (vgl. Lk.5,5). Und der Segen war überreich. Zum ersten Mal hatte er sich auf das Unfassbare eingelassen und dabei eine wichtige Grunderfahrung des Reiches Gottes gemacht. Erst am Pfingstfest verstand er, was das alles bedeutete. Als er vor der zusammengeströmten Menge stand und, vom Heiligen Geist erfüllt, seine erste öffentliche Predigt hielt, waren die Zuhörer zutiefst betroffen. Dreitausend

Jungfrau und Mutter, Tochter deines Sohnes, vor allen Wesen groß und voll von Demut, du vorbestimmtes Ziel im ewigen Rate, durch dich allein ist die Natur der Menschen so sehr geädelt, dass ihr Schöpfer selber es nicht verschmäht hat, ihr Geschöpf zu werden.

Dante, Göttliche Komödie, Paradies, 33. Gesang

ließen sich taufen. Lukas betont in diesem Zusammenhang, dass zum Pfingstfest in Jerusalem „fromme Männer aus allen Völkern unter dem Himmel“ waren. Da sind wir wieder bei der Symbolzahl 153! Damals begriff Petrus, was es heißt, Menschenfischer zu sein: sich ganz auf Jesus einlassen.

Der Pfingstbericht weist eigens darauf hin, dass Maria unter den Jüngern war (Apg.1,14). Sie war die ausgewiesene Expertin des Heiligen Geistes. Dreiunddreißig Jahre zuvor hatte sie Ja gesagt zu dem Unmöglichen, das Gott von ihr erbeten hatte. So konnte sie den Jüngern in ihrer Ratlosigkeit den kompetenten Ratsschlag geben: „Was er euch sagt, das tut!“ (Joh 2,5).

Lassen Sie mich diese kurze Betrachtung beschließen mit einem Wort unseres Papstes aus seinem Rundschreiben zum neuen Jahrtausend (NOVO MILLENNIO INEUNTE):

„Gehen wir voll Hoffnung voran! Ein neues Jahrtausend liegt vor der Kirche. Wie ein weiter Ozean, auf den es hinauszufahren gilt ... Uns begleitet auf diesem Weg die allerseeligste Jungfrau Maria. Viele Male in diesen Jahren habe ich sie als ‘Stern der Neuevangelisierung’ vorgestellt und angerufen. So weise ich wiederum auf sie hin als leuchtende Morgenröte und sicheren Leitstern auf unserem Weg“ (NMI 58). □

Menschen brauchen Vorbilder

Gedanken zu Allerheiligen

Von Ludwig Gschwind

Die Heiligen kommen wieder“, schrieb der evangelisch-reforierte Pfarrer und Historiker Walter Nigg, als man in der katholischen Kirche die Heiligen in der Rumpelkammer der Geschichte abzustellen gedachte. Die Reform des Heiligenkalenders im Zug der Liturgiereform des II. Vatikanischen Konzils ließ nicht nur die Verschiebung der Gedenktage auf andere Termine zu, sondern auch die völlige Streichung aus dem Heiligenkalender. Liturgische und historische Gesichtspunkte spielten die Hauptrolle. Legenden wurden als fromme Märchen abgetan und Heilige, die sich einer weltweiten Verehrung erfreuten, wurden mit dem Prädikat versehen, es sei nicht sicher, ob sie überhaupt gelebt hätten. Solches geschah einem heiligen Georg und einem heiligen Christophorus, sowie einer heiligen Philomena. Nur der entschiedene Protest aus der Orthodoxie konnte ihre Entfernung schließlich verhindern. Der Kalenderreform ist es gelungen, die Feier des Namens-tages zu schwächen oder sie völlig verschwinden zu lassen, denn wann soll ich gratulieren, wenn plötzlich der Namenspatron nicht mehr im März, sondern im September seinen Gedenktag hat wie bei Papst Gregor dem Großen.

„Die Heiligen kommen wieder“, so meinte Walter Nigg, und der Protestant dachte zurück an die Reformationszeit. Damals wurde auch mit den Heiligen aufgeräumt. Aus den Kirchen wurden die Figuren der

Heiligen entfernt. Man zerschlug und verbrannte diese „Götzen“. Altarbilder, auf denen Heilige zu sehen waren, wurden von den Bilderstürmern gnadenlos zerstört. Wertvolle Glasfenster gingen zu Bruch. Kunstwerke ohnegleichen wurden vernichtet. Freilich, manche arme katholische Gemeinde hat aus den Kirchen der evangelisch gewordenen Orte das eine oder andere Schmuckstück retten können. Der massive Angriff auf die Heiligenverehrung durch die Reformation blieb nicht ohne Einfluss auf die katholische Kirche. Man war zunächst verunsichert, bis man sich im Konzil von Trient auf die Verehrung der Heiligen erneut besann. Die Heiligen kamen wieder, und sie blieben nicht auf Maria und die

zwölf Apostel beschränkt, sondern die Blutzeugen aller Jahrhunderte wurden als leuchtende Vorbilder für die Gegenwart und als Fürsprecher am Thron Gottes begriffen. Männer und Frauen aus allen Ständen, aus allen Nationen wurden in das Verzeichnis

Wir sind heute durch Gottes Erbarmen in eine Zeit gestellt, in der die Kirche in unserem Land vor lauter Strukturen, Statuten, Sekretariaten und Kommissionen zu einer reinen Organisation zu erstarren droht.

Predigt des Erzbischofs von Köln, Kardinal Joachim Meisner in Fulda am 25. September 2002.

der Heiligen aufgenommen. Im Zeitalter der katholischen Erneuerung, auch Gegenreformation genannt, hat die Heiligenverehrung das religiöse Leben befruchtet und gestärkt. Die Verehrung des heiligen Aloisius von Gonzaga förderte den häufigeren Kommunionempfang gerade der Jugend. Die Verehrung des heiligen Johannes Nepomuk förderte den häufigeren Empfang des Bußsakramentes. Bruderschaften zum heiligen Sebastian oder zum heiligen Josef förderten die Vorbereitung auf

einen guten Tod. Rosenkranzbruderschaften förderten das gemeinsame Gebet. Die Heiligenverehrung drückte sich in Wallfahrten, in der Feier der Patrone der Kirchen, nicht zuletzt im Bau von Gotteshäusern und Kapellen aus. Das Zeitalter der katholischen Erneuerung wurde zum Zeitalter des Barock.

Dem religiösen Überschwang und der Zeit der Glaubensfreude folgte die Ernüchterung. Der Frost der Aufklärung ließ vieles ersterben. Man wollte sich auf das Wesentliche besinnen. Noch bevor die französische Revolution Kirchen demolierte, Heiligenfiguren die Köpfe abschlug, Reliquien verbrannte und Heiligenfeste abschaffte, haben bereits die deutschen Bischöfe, beeinflusst von der Aufklärung, Festtage abgeschafft, um die Zahl der freien Tage einzuschränken. Als die Säkularisation die Bischöfe und Prälaten ihrer weltlichen Macht beraubte, sorgte der Staat für einen religiösen Kahl-schlag sondergleichen. Wallfahrten kamen zum Erliegen. Die Heiligenverehrung war nicht mehr modern. Pfarrer verschrieben sich dem Fortschritt. Sie redeten lieber über Ackerbau und Viehzucht als über das ewige Leben. Und die Heiligen kamen wieder. Die Marienverehrung gewann an Innigkeit. Das Vorbild des heiligen Franz Xaver bestärkte junge Menschen, in die Welt hinauszugehen, um die frohe Botschaft zu verkünden. Der heilige Vinzenz von Paul begeisterte Menschen, sich für Kranke und Arme einzusetzen. Der heilige Antonius wurde zum Vorbild einer Jugend, die Christus nachfolgen wollte.

„Die Heiligen kommen wieder“, Walter Nigg hat mit seinem prophetischen Wort in einer Zeit des 20. Jahrhunderts, als die Heiligen nicht mehr gefragt waren, eine Erfahrung ausgesprochen, die er auf Grund seiner langjährigen Studien gemacht hat. Menschen brauchen Vorbilder. Sie brauchen Mutmacher für die Bewältigung ihres Lebens. Heilige sind aber mehr. Zu Heiligen kann man mit seinen Sorgen und Nöten kommen, denn Heilige sind Fürsprecher, voran Maria, die mit Leib und Seele in den Himmel aufgenommen wurde. An ihr hat Gott gezeigt, was er mit uns allen vorhat. Wenn wir das Leben der Heiligen anschauen, und Walter Nigg hat uns

eine Fülle von bemerkenswerten Heiligenbeschreibungen geschenkt, dann geht einem auf, dass auch sie ihren Weg suchen mussten; dass auch sie ihren Weg nicht ohne Schwierigkeiten und Hindernisse gingen; dass auch sie nur mit Gottes Gnade und unter Aufbietung aller ihrer Kräfte zur Heiligkeit herangereift sind.

Papst Johannes Paul II. hat so viele Menschen selig- und heiliggesprochen wie kein Papst vor ihm. Manche meinen, weniger wäre in diesem Fall mehr. Der Papst wird ihnen entgegengehalten: wäre das Verfahren zur Heiligsprechung nicht so langwierig und umständlich, müssten noch viel mehr Gläubige in das Verzeichnis der Heiligen aufgenommen werden. Die Heiligen sind im Leben der Kirche aufs neue präsent.

Auch die evangelischen Christen sind dabei, die Heiligen zu entdecken. Bei den Heiligen der ungeteilten Christenheit ist dies bereits der Fall, aber nun scheint es an der Zeit, auch Zeugen des Glaubens zu benennen, die nach der Reformation gelebt haben. Sollte man hier nicht den Pfarrer und Dichter Paul Gerhardt nennen oder Johann Sebastian Bach? Gerhard Tersteegen und Nikolaus Ludwig Graf Zinzendorf, Johann Christoph Blumhardt und Friedrich von Bodenschwingh, Dietrich Bonhoeffer, um nur einige anzuführen? In dem Dokument der Bilateralen Arbeitsgruppe der Deutschen Bischofskonferenz und der Kirchenleitungen der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirchen „Communio Sanctorum“ spricht man sich gemeinsam für die Wertschätzung der Heiligen aus. Der Vorwurf, Katholiken würden Maria anbeten und die Verehrung der Heiligen sei Götzendienst, dürfte damit allmählich aus der Welt geschafft werden.

Die Heiligen kommen wieder. Das ist eine Erfahrung und eine Tatsache. Die Heiligen gilt es zu entdecken, als ringende und kämpfende Menschen, die mitten im Leben gestanden sind: Jeder hat in seiner Zeit die Aufgaben zu bewältigen versucht, die ihm gestellt waren. Alle aber hatten ein Ziel, den Himmel. Dieses Ziel müssen auch wir haben. Dieses Ziel dürfen auch wir nicht aus den Augen verlieren. □



oben: Die Seele, häufig als winziges nacktes Kind dargestellt, wird vom heiligen Michael gewogen. 14. Jh., Bischofskirche Eaton, England.

unten: Maximilian Kolbe ist ein neuer Heiliger der christlichen Nächstenliebe. Er ging im KZ Auschwitz anstelle eines Familienvaters freiwillig in den Todesbunker. Darstellung der Altartafel des heiligen Maximilian Kolbe in der Basilica del Santo, Padova.



Zur heutigen Situation des Glaubenslebens

Von Reinhold Ortner

Die Menschen streichen Gott aus ihrem Bewusstsein. Papst Johannes Paul II. mahnt daher: „Wenn der Mensch lebt, als ob es Gott nicht gäbe, so kommt ihm nicht nur der Sinn für das Geheimnis Gottes, sondern auch für das Geheimnis der Welt und seines eigenen Seins abhanden.“ Erzbischof Eder aus Salzburg kennzeichnet die Situation noch schärfer¹: „Die Moral der Gesellschaft ist weithin Unmoral. Das Schlechte wird für gut erklärt, das Unnatürliche wird als natürlich bezeichnet. Europa hat Christus immer mehr verlassen, die totale Gottlosigkeit breitet sich aus! Die Türme unserer Kirchen ragen noch in den Himmel, aber wie viele richten sich noch nach diesem Wegweiser?“

Wir spüren es alle: Unserer Katholischen Kirche bläst ein unbarmherzig schneidender Wind ins Gesicht. Von den Katholiken in Deutschland geht nur etwa ein Sechstel regelmäßig am Sonntag in den Gottesdienst. Der gesellschaftliche Trend schiebt die Religion zur Seite. Kirche wird als soziale Versorgungsinstitution angesehen. Die Zahl gläubiger Christen in Deutschland schwindet. Soziologen sprechen von einem „Verdunsten des christlichen Bewusstseins“. Die Ursache hierfür ist ein von Generation zu Generation schwächer werdendes Glaubensleben, welches schließlich in eine Loslösung von der Kirche mündet. Und der Böse erkennt seine Chance, die Kräfte der Kirche zu schwächen und den Glauben der Menschen zu zerstören.

Unwillkürlich denkt man an die Prophezeiung des bayerischen Waldpropheten *Mühlhiasl*², der vor über zweihundert Jahren vorhersagte: „Es kommt eine Zeit, da wird der Glaube so wenig, dass man ihn mit einem Geißelschnalzer³ vertreiben kann. Die Leute werden recht schlecht. Über den katholischen Glauben wird am meisten gespottet von den eigenen Christen. Dann wird das Kreuz aus dem Herrgottswinkel heruntergerissen.“

Beschreibt er nicht genau unsere Zeit? Die Angriffe zur Zersetzung der katholischen Glaubensfundamente kommen von außen und von innen. Sie haben leichtes Spiel. Denn sie treffen auf zahlreiche laue und glaubensschwache Christen, die immer häufiger vom Gedankengut esoterischer Sekten infiziert werden.

⇒ Viele kombinieren sich einen Auswahl-Lebensstil. Sie hängen ihm das Mäntelchen des Religiösen um und fordern „Toleranz“.

⇒ Sie wollen nichts mit der Nachfolge Christi zu tun haben und machen das eigene Dafürhalten zum Maßstab.

⇒ Kreuze müssen nicht getragen, sondern beseitigt werden.

⇒ Absolute Wahrheit gibt es keine.

⇒ Sie sagen: Wir bestimmen unsere Wahrheiten selbst. Wir sind „klug“ genug, um zu entscheiden, was gut und böse ist, selbst wenn es um Tod und Leben von Menschen geht. Ihre Überheblichkeit meint, Gott müsse das akzeptieren.

⇒ Sie sagen: Wir müssen endlich erwachsen werden und unser Heil

schnalzer“ = Luftschlag mit der Peitsche
⁴ Aus: Valtorta, M. Bd. III

⁵ „um in voller Weise an der Gemeinschaft mit Gott dem Vater, dem Sohn und dem Heiligen Geist teilzuhaben.“

⁶ Johannes Paul II.: Enzyklika *Redemptoris Missio*, 1991, S. 249

selbst in die Hand nehmen. Schluss mit dem Gehorsam! Wir haben es nicht mehr nötig, uns in Demut zu üben.

⇒ „Wer aber eine größere Liebe hat neben der Liebe zum ewigen und dreifaltigen Gott, der ist, wie immer diese Liebe auch heißen mag, ein Götzendiener.“⁴

⇒ Gott, unser Herr, gebot auf dem Sinai: „Ich bin der Herr, dein Gott. Du sollst keine fremden Götter neben mir haben!“

⇒ Weltweit fordern heute Menschen Gott heraus: Sie suchen sich eigene Götter, nicht nur **neben** dem einzigen und wahren Gott, sondern **ohne** Ihn. So geraten sie in die gefährliche Finsternis der Gottesferne.

In „DOMINUS JESUS“ (22) heißt es: Wir müssen uns „vorrangig darum bemühen, allen Menschen die Wahrheit, die durch den Herrn endgültig offenbart wurde, zu verkünden und sie aufzurufen, dass die Bekehrung zu Jesus Christus und die Zugehörigkeit zur Kirche durch die Taufe und die anderen Sakramente notwendig sind ...“⁵

Zu allen Jahrhunderten haben unsere Vorfahren das Evangelium Jesu in Treue verkündet und bezeugt. Heute, am Anfang des dritten christlichen Jahrtausends „ist diese Sendung weit davon entfernt, vollendet zu sein.“⁶ In dieser diabolisch vernebelten gottfernen Situation der Menschheit ist daher eine Neuevangelisierung ein Gebot der Stunde, ein selbstverständlicher Liebesbeweis im Dienste unseres Herrn Jesus Christus. Er trug uns auf und erwartet von uns: „Geht hinaus in alle Welt und lehrt alle Völker das Evangelium!“ Der heilige Paulus sagt: Wehe mir, wenn ich das Evangelium nicht verkünde!“ (1Kor 9,16)

Darf Glaubensverkündigung an Unwissende, Glaubensschwache und Suchende ausschließlich eine Angelegenheit von Missionaren in fernen Heidenländern sein? Nein, wir haben das Neuheidentum vor unserer Haustüre, in den eigenen Familien. Heute müssen Eltern, Großeltern, Tanten, Onkel, Paten Missionare in den eigenen Familien sein und den ihnen anvertrauten Kindern ein Zeugnis des Glaubens vorleben.

Ausschnitt aus dem Vortrag des Verfassers beim „Großen Gebetstag“ in Marienfried am 21.7.2002

¹ „Wir haben uns alle verirrt! Wir sitzen in einem Zug, dessen Geschwindigkeitasant zunimmt, und wir geben uns nicht einmal Rechenschaft, wohin er fährt!“

² Mathias Lang aus Apoig, Klostermüller von Windberg, getauft am 16. 9. 1753

³ Geißel = mundartlich Peitsche; „Geißel-

Von der Vollendung, die wir erwarten

Von François Reckinger

Zuerst soll gefragt werden, ob es für uns Menschen in dieser Welt möglich ist, uns vorzustellen, dass das geistige Anschauen Gottes in uns ein Empfinden auslösen wird, das uns für ewig glücklich macht. Zuletzt soll dargestellt werden, was das Kommen des Herrn zum Weltgericht für eine Bedeutung für uns hat – offenbar eine so große Bedeutung, dass die Bibel dieses Endereignis als Zielpunkt der christlichen Hoffnung und Erwartung ansieht.

Endlos glücklich

Zur erstgenannten Frage ist zu sagen, dass die Gottesschau uns ermöglichen wird, die *Liebe Gottes zu uns* in einer Weise zu erkennen, von der wir jetzt keine Ahnung haben, und dass wir mit innerer Notwendigkeit darauf mit einer *Gegenliebe* reagieren werden, die wir uns in dieser Welt ebenso wenig vorstellen können. Aus der Liebe Gottes und unserer Gegenliebe wird sich eine *Gemeinschaft* zwischen ihm und uns ergeben, die ebenfalls unsere diesseitige Vorstellungskraft übersteigt.

Eines aber *wissen* wir aufgrund unserer *Erfahrung in dieser Welt*: Wahrhaft glücklich sind wir in dem Maß, wie wir *Liebe und Gemeinschaft erfahren*, und einen anderen Weg dazu gibt es nicht. Weil menschliche Liebe immer begrenzt, bedroht und brüchig ist, ist auch unser Glück in dieser Welt immer nur relativ, begrenzt und vorläufig. Wenn uns aber Liebe und Gemeinschaft *mit Gott* und untereinander *in Gott* geschenkt werden soll, dann können wir uns das zwar jetzt nicht vorstellen, wohl aber können wir denken und einsehen, dass damit unser Streben nach Glück endgültig erfüllt wird. Voraussetzung dafür ist, dass Gott unendlich schön ist und in der beseligen-

den Schau von uns als unendlich lebenswert erfahren wird.

Etwas *anderes*, das unser Glückstreben endgültig und für ewig befriedigen würde, lässt sich nicht ausdenken. Ansatzhaftes Glücksempfinden in diesem Leben setzt zunächst einmal Freiheit von Schmerz, Leid, Bedrohung, Angst, Belästigung und dergleichen voraus, ebenso endgültige Befriedigung oder Aufhebung der Grundbedürfnisse wie Hunger, Durst oder Verlangen nach Zärtlichkeit. Das kann man sich in einer durch Gott verwandelten Welt in etwa vorstellen. Das *allein* macht allerdings noch nicht glücklich. Es bedarf auch einer *Tätigkeit*, die als Quelle von Lust und Freude erfahren wird. Das sind in dieser Welt vor allem Tätigkeiten – z. T. Erfindungen –, die helfen, die Welt zu erforschen, Schmerz, Leid, Mühe und Angst zu überwinden oder zu begrenzen und uns gegen Bedrohungen zur Wehr zu setzen. Es ist zudem das Erzählen oder Spielen von *Geschichten*, in denen Menschen sich gegen Leid, Schmerz, Unwissenheit, Angst, Bedrohung und Verbrechen zur Wehr setzen und sie wenigstens zum Teil überwinden. Es ist in hohem Maß auch der *Austausch* mit Menschen, die uns in unserer Eigenart und unserer Ausrichtung *bestätigen* und uns im Widerstand gegen andere, durch die wir uns bedroht fühlen, *bestärken* und *unterstützen*. Aber das alles kann es in einer von Gott verwandelten Welt *nicht mehr geben!* Von daher ist das Problem einer solchen Welt, soweit wir sie uns vorstellen können, das der *Langeweile*. Selbst Krimis wären ja dann nicht mehr möglich oder wenigstens nicht mehr aktuell, denn sie könnten sich ja nur auf die überholte Zeit beziehen, als Gott die Welt noch nicht verwandelt hatte und es in ihr noch Verbrecher gab.

Der Verfasser thematisiert in seinem Beitrag „Die Vollendung, die wir erwarten“ das Schauen der unendlichen Schönheit Gottes, indem unser Streben nach Glück sein Ziel findet.

Im Weltgericht wird dem Menschen die ersehnte volle Gerechtigkeit zuteil. Nach der Auferweckung des Leibes lebt der Mensch, ähnlich dem auferstandenen Christus, in einer neuen Seinsweise. Der Autor legt dar, was Jesaja meint, wenn er sagt, dass Gott „einen neuen Himmel und eine neue Erde erschaffen werde“.

Schließlich erläutert der Verfasser, wie die Haltung sehnsüchtiger Erwartung auf die Wiederkunft des Herrn bei den ersten Christen schon bald desillusioniert war, so dass Paulus das zweite Kommen des Herrn „als eine wesentliche Dimension der Eucharistiefeier“ charakterisiert: So oft ihr dieses Brot esst und aus dem Kelch trinkt, verkündet ihr den Tod des Herrn, bis er kommt“.

Der Verfasser Dr. François Reckinger war Professor für Dogmatik und Liturgiewissenschaft, Referent für Fragen der Glaubenslehre im Erzbistum Köln. Er ist seit 1993 im Dienst der Diözese Dresden und Meißen und Verfasser mehrerer Bücher.

Lust und Freude *ohne Bedrohung durch Langeweile* kann es daher in einem Zustand der Vollendung nur geben, wenn es darin etwas zu sehen (zu erkennen) und darauf zu reagieren gibt, was *unendlich schön* ist und darum endlos und für immer *fasziniert*. Wir dürfen Gott glauben, dass *er so ist*. Es gibt aber auch in dieser Welt mehrere Ansatzpunkte, die uns helfen können, uns das in etwa vorzustellen.

Das erste ist das Beispiel von *zwei Liebenden*. Was diese einander sagen, wenn sie beisammen sind, ist für Außenstehende meist banal und langweilig. Ähnliches haben Liebende im alten Ägypten einander vor 6000 Jahren auch schon gesagt. Aber wenn es echte Liebe ist, dann fühlen die beiden sich dabei wie „im Himmel“. Voraussetzung dafür ist das Fasziniertsein voneinander – normalerweise auch von der Schönheit des anderen. Bei wahrer Liebe, die von Dauer sein soll, kann Schönheit allerdings nur ins Gewicht fallen, insofern sie Ausdruck von Güte und Hingabebereitschaft ist. Doch selbst bei wahrer und dauerhafter Liebe in dieser Welt wissen wir, dass ihre Faszination nicht ewig dauert und nicht alle Bedürfnisse der betreffenden Personen erfüllt. Wenn Gottes Schönheit dagegen, wie wir glauben dürfen, unendlich und Ausdruck seiner unendlichen Liebe ist, dann kann es für uns denkbar werden, dass wir, indem wir ihn sehen und auf diese Schau liebend reagieren, für immer total glücklich sind.

An zweiter Stelle ist als Ansatzpunkt die Erfahrung überirdischer Schönheit im Erleben von *Visionen* zu nennen. Bekannt ist etwa die Enttäuschung von Bernadette Soubirous in Lourdes über die Statue der Muttergottes, die bis heute in der Grotte von Massabielle verehrt wird und die einer der berühmtesten damaligen Bildhauer nach den Angaben der Seherin und nach Rücksprache mit ihr angefertigt hatte. Sie gebe in keiner Weise die Schönheit dessen wieder, was sie geschaut hatte, erklärte die Genannte. Da ihre Visionserlebnisse im Unterschied zu denen vieler anderer Personen die allerbesten Anzeichen von Glaubwürdigkeit aufweisen, ist davon auszugehen, dass Bernadette wirklich etwas von Marias himmlischer Herrlichkeit ge-

schaht hat. Gewiss ist das nicht die Schönheit Gottes als solche, aber immerhin doch ein Abglanz von ihr, so wie der Mond den Lichtglanz der Sonne widerstrahlt. So kann Bernadettes Glücksgefühl bei den Erscheinungen uns eine Ahnung dessen vermitteln, was die Gotteschau in alle Ewigkeit für uns bedeuten wird.

Ein dritter und letzter Ansatzpunkt wird uns von der *Hl. Schrift* an die Hand gegeben. Im Buch der Weisheit heißt es bezüglich jener Menschen, die Naturgewalten oder Gestirne für Götter gehalten haben: „Wenn sie diese Dinge, entzückt über ihre Schönheit, als Götter ansahen ..., dann hätten sie auch erkennen sollen, wie viel mächtiger jener ist, der sie geschaffen hat; denn von der *Größe und Schönheit der Geschöpfe* lässt sich *auf ihren Schöpfer schließen*“ (13,3-5). Daraus ergibt sich, dass wir, indem wir Sinn für Schönheit entwickeln – Schönheit von Sonne, Mond und Sternen, von Landschaften, Seen, Flüssen und Stränden, von Pflanzen, von Tieren, und, zuhöchst, Schönheit von Menschen, die ja in besonderer Weise als Abbild Gottes geschaffen sind (Gen 1,27) –, ein Gefühl für das gewinnen können, was mit der beseligenden Schau der Schönheit Gottes gemeint ist. Wer aber ein solches Gefühl hat, für den ist es leichter, die

**Lob sei dir mein Herr durch
unseren Bruder,
den leiblichen Tod.
Kein lebendiger Mensch
kann ihm entrinnen.
Weh denen, die in tödlicher
Schuld sterben.
Selig, die er findet in deinem
heiligsten Willen.
Der zweite Tod kann ihnen
nichts anhaben.**

*Aus dem Sonnengesang des
hl. Franziskus*

Gottesschau als das Ziel unseres Lebens zu begreifen und bewusst auf sie zuzustreben.

Gott sehen, „wie er ist“, bedeutet auf jeden Fall auch, ihn in seinem *dreifaltigen Geheimnis* schauen. Wir werden ihn daher nicht nur als Quel-

le von Liebe und Gemeinschaft *für uns* erfahren, sondern als den, der in sich selbst Liebe und Gemeinschaft *ist*. Wir werden ihn als den erfahren, der nicht sein kann, ohne Vater zu sein; als den, der ewig den Sohn als Abbild seiner selbst zeugt und zusammen mit dem Sohn Ursprung des Heiligen Geistes ist. Und wir werden uns selbst als in diese dreifaltige Gemeinschaft hineingenommen erfahren.

Auferstehung und Weltgericht

Abschließend ist noch einmal auf den Endpunkt der Menschheits- und Weltgeschichte zurückzukommen: die Parusie oder das zweite Kommen unseres Herrn. Warum wohl spricht die Bibel von ihr mehr als von der Seligkeit der vom Leib getrennten Seelen der Gerechten? Warum soll sich vor allem auf sie unsere Sehnsucht und unsere Erwartung beziehen? Weil wir als Menschen nicht nur Einzelpersonen sind, sondern Glieder der Menschheit und der weltweiten Kirche. Gottes Heilsplan zielt darauf hin, dass die Geretteten *alle zusammen* als eine einzige Festversammlung mit ihm vereint sind.

Im *Weltgericht*, das bei der Parusie geschehen wird, sollen die Taten und inneren Haltungen eines jeden Menschen allen anderen grundsätzlich offenbar werden, und zwar in der Weise, dass sie sie notwendig so sehen und beurteilen, wie Gott sie sieht und beurteilt. Damit wird sich erfüllen, wonach die Menschen sich in dieser Welt zutiefst sehnen: Es wird ihnen volle Gerechtigkeit zuteil. In Bezug auf die vergebenen Sünden handelt es sich um erbarmende und neu schaffende Gerechtigkeit. Ein Missbrauch der auf diese Weise gewonnenen totalen Kenntnis des anderen wird nicht zu befürchten sein, da Gottes offenbare Gegenwart und Herrschaft einen solchen unmöglich macht. Gleichzeitig wird offenbar werden, wie Gott die verschiedenen Ereignisse, Strömungen, Bewegungen und Umwälzungen in der Geschichte der Menschheit beurteilt und wie sie alle, ob ihre Akteure und Vorkämpfer dies wussten und wollten oder nicht, dazu beigetragen haben, dass das von Gott gewollte Ziel der Geschichte erreicht wurde.

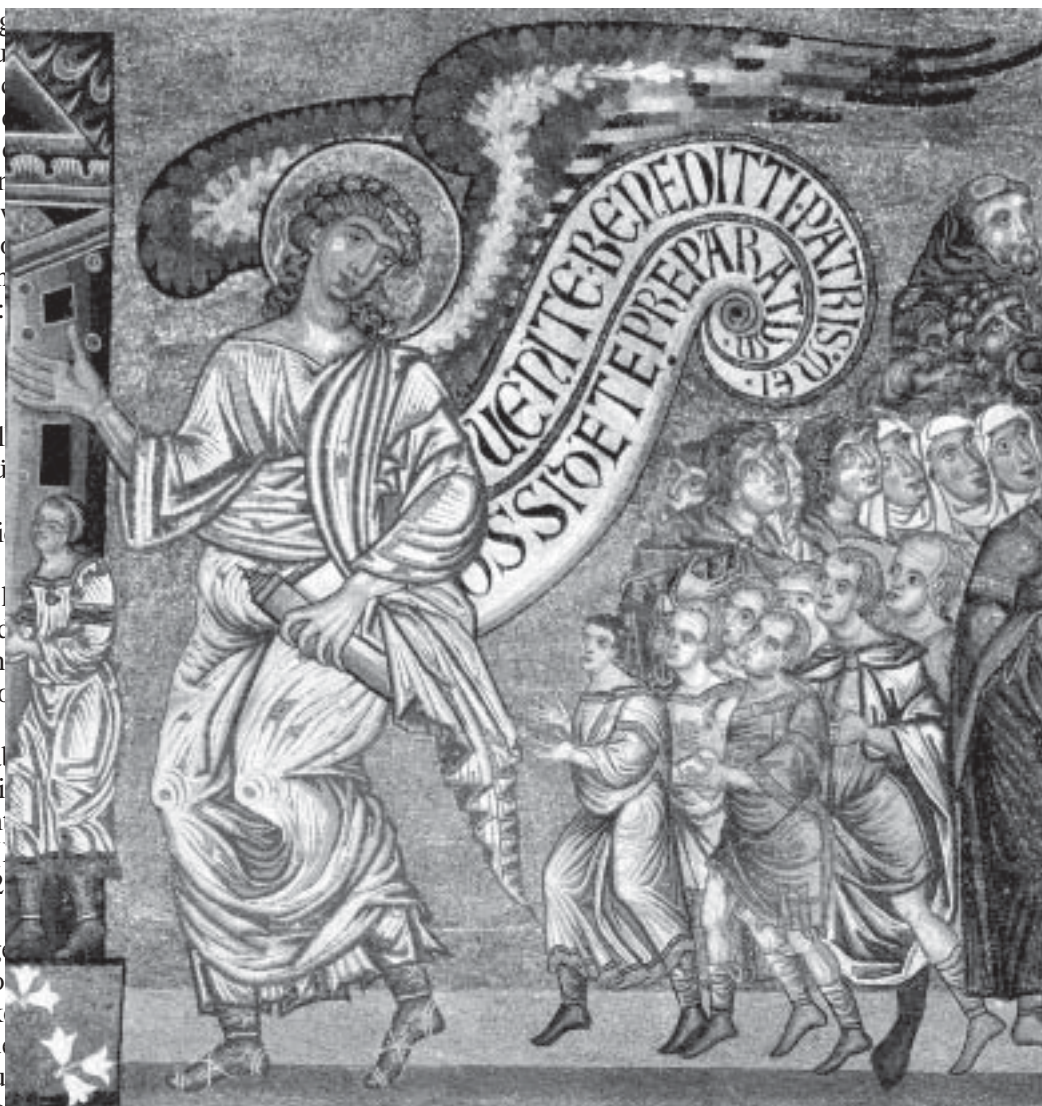
Zielpunkt der Menschheitsgeschichte bedeutet auch Vollendung des *ganzen Menschen* und Gericht über den ganzen Menschen, und mit *Auferweckung des Leibes*. Wie Auferstehungsleib sein wird, können wir uns schlecht vorstellen, aber wir wissen doch einiges darüber vom Beispiel der Auferstehung Jesu Christi. Es war *derselbe Leib* wie vorher: er konnte berührt werden und trug noch die Wundmale. Aber er lebte in einer *neuen Daseinsweise*, denn er zeigte sich nur, wem er wollte, und konnte nur von denen berührt werden, denen er dies schenkte. Er wurde von ihnen meist zunächst nicht erkannt. Er war auf einmal da in einem verschlossenen Raum, ohne einzutreten, und entschwand durch die Blicken seiner Gesprächspartner, ohne hinauszugehen. Er konnte nicht essen, um den Jüngern Beweise zu geben, dass er lebte (Apg 1,3), aber er hatte das Essen nicht mehr nötig.

Auch die Leiber der Verdammten werden auferweckt werden (1 Kor 10,28; 16,27; 25,31-33; Joh 5,28-29; Apg 24,15; Offb 20,12-15). Auch sie werden offenbar ähnliche Eigenschaften der Vergeistigung zukommen. Denn auch bei ihnen wäre kein Ewigkeitszustand denkbar, in dem die Zeugung geschehen würde und die Nahrungsaufnahme zum Fortdauern existieren notwendig wäre.

Diese Eigenschaften werden demnach den auferstandenen Leibern durch Gottes Schöpfermacht verliehen als natürliche, an sich ambivalente Vollendung des Menschen. Die übernatürliche Erhebung in den Gnadestand durch die verwandelnde Kraft des Heiligen Geistes bewirkt, dass dieser vergeistigte Zustand bei den Geretteten ein seliger Zustand der Verklärung und ein Leben in der Herrlichkeit Gottes ist.

Neuer Himmel und neue Erde

Am Ende des Buches Jesaja verheißt Gott seinem Volk, dass er „einen neuen Himmel und eine neue Erde“ erschaffen wird (65,17; vgl. 66,22). Darauf bezieht sich der 2. Petrusbrief, wo es heißt: „Der Himmel wird prasselnd vergehen, die Elemente werden verbrannt und aufgelöst ... Dann erwarten wir, seiner Verheißung gemäß, einen neuen Himmel und eine neue Erde, in denen die Gerechtig-



Ein Engel geleitet die Auserwählten ins Paradies. Auf seinem Spruchband steht: „VENITE BENEDICTI (sc. benedicti) PATRIS MEI, POSSIDETE PREPARATUM...“ – „Kommt, ihr Gesegneten meines Vaters, nehmt das Reich in Besitz, das euch seit der Grundlegung der Welt bereitet ist“ (Mt 25,34). Detail aus einem Jüngsten Gericht, Florenz; Mosaik, spätes 13. Jhd.

keit wohnt“ (3,10.13). Die Offenbarung des Johannes, die ebenfalls an die zitierten Jesajastellen anknüpft (Offb 21,1), stellt in vielen Bildern die Zerstörung der jetzigen Welt dar, und am Ende das Herabsteigen des neuen Jerusalem „aus dem Himmel“, d. h. „von Gott her“ (21,2).

Damit scheint auf jeden Fall ausgesagt zu sein, dass die Leiber der Auferstandenen nach dem Endgericht nicht die einzigen existierenden materiellen Geschöpfe sein werden, sondern dass die Menschen dann weiter, wie es ihrer Natur entspricht, in einer auf sie bezogenen materiellen Umwelt leben werden. Doch wird diese Umwelt, entsprechend der in der Auferstehung geschehenen Umwandlung der Leiber, auch ihrerseits in einer neuen Daseinsweise existieren.

Eine Reihe von Theologen hat angenommen, die jetzige Welt werde dafür vernichtet und statt ihrer eine völlig neue geschaffen. Doch das ist unwahrscheinlich, allein schon vom Handeln Gottes im Wunder aus gesehen. Bei der Brotvermehrung etwa wurde eine Menge Brot und Fisch neu geschaffen, doch Jesus hat als Ausgangspunkt dafür vorhandenes Brot und vorhandenen Fisch genommen. Der Auferstehungsleib Jesu wurde nicht aus nichts erschaffen, sondern der gekreuzigte und begrabene Leib wieder belebt und verwandelt. Ähnlich ist wohl die zukünftige Entstehung des neuen Himmels und der neuen Erde zu denken. In diese Richtung weist auf jeden Fall die einschlägige Aussage des hl. Paulus im Römerbrief: „Die Schöpfung ist der

Vergänglichkeit unterworfen, nicht aus eigenem Willen, sondern durch den, der sie unterworfen hat (d. h. wohl: durch Gott); aber zugleich gab er (Gott) ihr Hoffnung: Auch die Schöpfung soll von der Sklaverei und Verlorenheit befreit werden zur Freiheit und Herrlichkeit der Kinder Gottes. Denn wir wissen, dass die gesamte Schöpfung bis zum heutigen Tag seufzt und in Geburtswehen liegt. Aber auch wir, obwohl wir als Erstlingsgabe den Geist haben, seufzen in unserem Herzen und warten darauf, dass wir mit der Erlösung unseres Leibes als Söhne offenbar werden“ (8,20-23).

Sein Kommen erwarten

Die Haltung sehnsüchtiger Erwartung, von der Paulus da spricht, wurde von den Christen seiner Zeit allgemein geteilt. Die im vorhergehenden Beitrag erwähnte Naherwartung machte das für sie damals leichter, als es für uns heute ist. Aber auch in den Jahren, als die Naherwartung mehr und mehr aufgegeben wurde, hielten wichtige Zeugen der Glaubensüberlieferung die Ausrichtung auf die Parusie entschieden aufrecht. Zu ihnen gehört wiederum Paulus, insofern er

im 1. Korintherbrief den Ausblick auf das zweite Kommen des Herrn, unabhängig von der Frage des Zeitpunkts, als eine wesentliche Dimension der Eucharistiefeier charakterisiert: „Sooft ihr von diesem Brot esst und aus dem Kelch trinkt, verkündet ihr den Tod des Herrn, *bis er kommt*“ (11,26). Im 2. Brief an Timotheus spricht er davon, dass der Herr an jenem Tag den Kranz der Gerechtigkeit all denen geben wird, „die sein Erscheinen liebend erwarten“ (wörtlich: sein Erscheinen lieben; 4,8).

Gegenüber Personen oder Gruppen, die über das Ausbleiben der erwarteten Parusie zu spotten begonnen hatten, stellt der 2. Petrusbrief einerseits klar, dass das „bald“ der Verheißung nicht nach menschlichem, sondern nach göttlichem Maß zu verstehen ist. Bei Gott aber, so heißt es unter Anspielung auf Psalm 90,4, ist „ein Tag wie tausend Jahre und tausend Jahre sind wie ein Tag“ (3,8). Nicht übersehen sollten wir andererseits eine im selben Zusammenhang ausgesprochene praktische Schlussfolgerung: „Wenn sich das alles (die materielle Welt) in dieser Weise auflöst: wie heilig und fromm müsst ihr dann leben, den Tag Gottes erwarten *und seine Ankunft beschleunigen*“ (3,11f). Damit

ist gesagt, dass wir, indem wir ein entschiedenes christliches Leben führen, dazu beitragen können – und das auch wünschen sollten –, dass der Tag der Parusie schneller kommt. Es scheint so zu sein, dass Gott das Endgeschehen dann eintreten lässt, wenn eine seinem Urteil nach genügend große Zahl von Heiligen bereitsteht, die mir ihrer inneren Strahlkraft der himmlischen Festversammlung die von ihm gewünschte Faszination zu verleihen imstande sind.

Die Bitte um das Kommen jenes Tages sprechen wir immer wieder im Vaterunser aus. Darauf wurde bereits hingewiesen. Es zu wiederholen ist aber vielleicht nicht ganz überflüssig, weil so wenige Christen unserer Tage sich dessen bewusst sind. Als Gebets- oder Segenswunsch findet sich das Verlangen nach der Parusie etwa in der Didache (Lehre), einer wohl um das Jahr 100 erschienenen christlichen Schrift: „Es komme die Gnade, und vergehen möge diese Welt ... Maran atha (Unser Herr, komm). Amen“ (10,6).

Befremdlich erscheint demgegenüber, wie sehr sich die Haltung von Christen bereits ein Jahrhundert später *geändert* hat. Damals schrieb der christliche Gelehrte *Tertullian* ein Buch zur Verteidigung seiner Glaubensgenossen gegenüber dem Staat und der Gesellschaft. Darin führte er als einen der Punkte, in denen die Christen der gesamten Menschheit nutzen würden, u. a. an, dass sie wirksam um einen *Aufschub* des Weltendes beten würden¹. Eine völlige Umkehr des Empfindens und Bestrebens also gegenüber den Zeugnissen aus biblischer Zeit! In unseren Tagen haben selbst glaubensaktive Christen entweder gar keinen Bezug zum zweiten Kommen des Herrn oder sie teilen eher das Empfinden Tertullians als das des 2. Petrusbriefes und der Didache. Sie fürchten den Tag des Herrn eher, als dass sie ihn lieben und ersehnen.

Dennoch ist in dieser Beziehung etwas dabei, sich wieder im Sinn der ursprünglichen, biblischen Haltung zu verändern. In den sechziger Jahren klang mit „Ja, wenn der Herr einst wiederkommt“ erstmals in manchen unserer Gottesdienste ein Lied auf, das die freudige Erwartung jenes Tages zum Ausdruck bringt, an dem „das Lamm zur Hochzeit kommt“.



Die Posaune ertönt. Die Verstorbenen steigen aus ihren Gräbern. Die Bildszene unterstreicht, was die Christen im Credo der Kirche bekennen: „Wir glauben an die Auferstehung der Toten“. Darstellung aus dem Perikopenbuch Heinrichs II., zwischen 1007 bis 1012, Bayerische Staatsbibliothek München.

Das *Zweite Vatikanische Konzil* stellt in drei seiner wichtigsten Beschlüsse die Parusie als den Zielpunkt der Welt- und Heilsgeschichte und damit auch den Zielpunkt des Lebens und Betens der Kirche und ihrer Glieder dar². Als Folge davon wurde diese Ausrichtung, die dem christlichen Gottesdienst seiner Natur nach innewohnt, in unserer römischen Liturgie an mehreren Punkten erstmals ausdrücklich zur Sprache gebracht: in den Hochgebeten 3 und 4, in der in alle vier Hochgebete eingefügten Gemeindeakklamation nach der Wandlung sowie im neu eingeführten Abschluss des Gebetes, mit dem die letzte Bitte des Vaterunsers fortgesetzt wird³. Darüber hinaus wurden die drei letzten der „Sonntage im Jahreskreis“, in unterschiedlicher Weise entsprechend den drei Lesejahren, insgesamt jedoch weit eindeutiger, als es bis dahin der Fall war, auf die Parusie, die Auferstehung der Toten und das Endgericht hin thematisiert. Die Wochentage der beiden letzten der entsprechenden Wochen erhielten als Lesungen Abschnitte aus den beiden Makkabäerbüchern und Daniel (d. h. den beiden einzigen alttestamentlichen Schriften, die eindeutig den Glauben an die Auferstehung der Toten zum Ausdruck bringen), bzw., in den Jahren mit gerader Jahreszahl, aus der Offenbarung des Johannes.

Aus letzterer können wir, was unsere Haltung des Wartens auf die Parusie betrifft, eine Menge lernen, besonders aus dem Dialog der Kirche mit Jesus, der dieses Buch und damit die gesamte Bibel abschließt: „Der Geist und die Braut ... sagen: Komm! Wer es hört, der rufe: Komm! ... Er, der dies bezeugt, spricht: Ja, ich komme bald. – Amen. Komm, Herr Jesus!“ (22,17.20). □

¹ Apologeticum, 32,1; 39,2.

² Liturgiekonstitution, Nr. 8; Kirchenkonstitution, Nr. 48-51; Kirche und Welt, Nr. 39.

³ Vgl. dazu: A. Ziegenaus, Die Zukunft der Schöpfung in Gott. Eschatologie (L. Scheffczyk/A. Ziegenaus, Katholische Dogmatik VIII), Aachen 1996, 223f. – Dieses Buch ist insgesamt zur Erweiterung und Vertiefung des hier Gesagten zu empfehlen.

Opfergang nach Auschwitz

Die Trierer Josefsschwester Mirjam Michaelis

Von Irmgard Schmidt-Sommer

Der diesjährige Kongress „Freude am Glauben“ in Fulda war begleitet von einer eindrucksvollen Ausstellung christlicher Märtyrer im Dritten Reich, unter denen sich auch die Philosophin und Carmelitin Edith Stein (Sr. Teresia Benedicta a Cruce) befand. Mit ihr zusammen wurden am 2. August 1942 alle katholischen Christen jüdischer Herkunft in den Niederlanden verhaftet, unter ihnen auch Sr. Mirjam Michaelis von den Josefsschwestern in Trier. Die Verhaftung war die Antwort auf einen Hirtenbrief der niederländischen Bischöfe, der am 26. Juli von allen Kanzeln verlesen worden war und der die Deportation der jüdischen Mitbürger angeprangert hatte; die Gläubigen wurden aufgefordert, „sich die Not der Juden und die Not derer, die im Ausland zur Arbeit verpflichtet werden, ... ins Bewußtsein“ zu rufen. (Diese Reaktion der Nationalsozialisten auf Kritik lässt das sogenannte Schweigen zur Judenvernichtung von Papst Pius XII. in einem anderen Licht erscheinen: Wieviele jüdische Opfer hätte es wohl gekostet, wenn er gesprochen hätte? Er hat aber nachweislich zur Rettung von etwa 100.000 Juden beigetragen.)

Sr. Mirjam Michaelis wurde am 31. März 1889 in Berlin geboren. Ihre Eltern starben früh, so dass sie sich schon in jungen Jahren ihren

Unterhalt nach dem Besuch einer Haushaltungsschule als Kindermädchen verdiente. Während dieser Zeit bildete sie sich in Abendkursen weiter und übte dann dreizehn Jahre einen kaufmännischen Beruf aus. Bei einem Krankenhausaufenthalt lernte sie das Christentum kennen, als sie von Katharinenwestern liebevoll gepflegt wurde. Jesus

Christus und seine Botschaft von der Liebe ließ sie nicht mehr los. Nachdem sie 1919 die Taufe empfangen hatte, arbeitete sie aktiv in der Berliner Pfarrei „Corpus Christi“ und im kaufmännischen Verein „Lydia“ mit, deren Vorsitzende sie wurde. Doch wollte sie dem Herrn in einer Ordensgemeinschaft



dienen, wurde jedoch mehrmals abgewiesen, weil sie getaufte Jüdin war. Die Josefsschwestern von Trier hatten keine Bedenken, Else Michaelis in ihre Gemeinschaft aufzunehmen, und so trat sie 1931 dort ein; sie erhielt den Ordensnamen Mirjam. Sie selbst hatte ihren Eintritt hinausgeschoben, weil sie arbeitslos war und nicht in dieser Not-situation ins Kloster gehen wollte; nachdem sie eine gute Stelle gefunden hatte, trat sie diese nicht an, sondern ging zu den Josefs-schwestern.

Noch heute lebt im 99. Lebens-jahr, Sr. Luitgard Schilz die mit ihr eingetreten ist, mehrmals über sie geschrieben und mir manches über sie erzählt hat, so zum Beispiel: „Auf

uns Junge machte sie, die wesentlich Ältere, einen sehr frommen Eindruck, und wir bewunderten sie deshalb. Sie war immer still, bescheiden und freundlich.“ Auch andere berichten, dass eine besondere Anziehungskraft von ihrem schlichten, unauffälligen Wesen ausgegangen sei. Aus Aufzeichnungen, die sie während ihres Klosterlebens niedergeschrieben hat, geht hervor, dass sie von dem Gedanken durchdrungen war, sich für Jesus Christus ganz hinzuopfern. „Spielen wir nicht mit den Absichten Gottes, seien wir opferbereit,“ heißt es dort.

Als die Nationalsozialisten 1933 an die Macht kamen, wurde Sr. Mirjam in eine niederländische Filiale versetzt, in der Annahme, sie sei dort geschützt - eine Parallele zu Edith Stein, die vom Kölner in den Echter Karmel geschickt wurde. Aus Angst vor Verfolgung hatte sich Sr. Mirjams leibliche Schwester in Berlin das Leben genommen, während ihr Bruder nach England entkommen konnte. Unerwartet überfielen die Deutschen 1940 die Niederlande und waren nun Besatzungsmacht. Nach kurzer Zeit begann auch dort die Judenverfolgung. Am 2. August 1942 klopfen die Schergen an der Klosterpforte, um Sr. Mirjam abzuholen. Innerlich auf diesen Augenblick vorbereitet, war sie sehr gefasst und bemerkte: „Jetzt leidet das Alte Testament für das Neue.“ Als sie in den bereitstehenden Lastwagen stieg, flüsterte sie der Oberin noch zu: „Das alles für unsere heilige Kirche.“ Sie wurde wie Edith Stein ins Lager Westerbork gebracht, wo sich die beiden Schwestern kennenlernten und mit anderen Ordensschwestern, Mönchen und gläubigen Laien eine

eigene Gruppe bildeten, die gemeinsam betete und sich selbstlos der verzweifelten Schicksalsgenossen annahm. Auch dem Gespött der Wächter gegenüber zeigten sie gelassene Überlegenheit.

Freunde der Inhaftierten versuchten, in das Lager vorzudringen, und einigen gelang das auch. Zu diesen zählte Sr. Mirjams Oberin, eine energische, willensstarke, mütterliche Frau, von der Edith Stein im letzten Brief an ihre Oberin schreibt: „... eine Klostermutter ist gestern mit Koffern für ihr Kind angekommen und will jetzt Briefchen mitnehmen.“

Alle Befreiungsversuche, die vor allem die Bischöfe unternahmen – sie hatten eine solche Wirkung auf ihren Hirtenbrief nicht erwartet – waren vergebens. Am Morgen des 7. August 1942 wurden 987 Juden, darunter 244 Christen, von Westerbork abtransportiert. Zwei Tage später kamen die in geschlossenen Güterwagen zusammengepferchten Menschen in Auschwitz an. Frauen und Kinder, darunter alle Ordensfrauen, wurden gar nicht erst ins Lager aufgenommen, sondern sofort vergast. Nur drei der Deportierten dieses Transports haben überlebt.

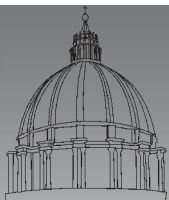
Seitdem sind 60 Jahre vergangen. Wir denken an den Opferweg von Sr. Mirjam Michaelis und ihrer Schicksalsgefährten sowie an die vielen namenlosen Helfer, die ihnen beistanden, dabei ebenfalls ihr Leben riskierten, und von denen heute niemand mehr spricht. In ihrem Abschiedsbrief aus dem Lager vom 6. August 1942, dem Fest Christi Verklärung, gibt Sr. Mirjam ihrem Opfer aus Liebe zu Jesus Christus in ihrer schlichten Art einen Sinn: „Alles für alle.“ □

Euer Glaube ist weit kostbarer als vergängliches, im Feuer geläutertes Gold“. Wir Christen sind zu wenig von diesem Wort des ersten Petrusbriefes (1,7) durchdrungen oder glauben oft nur im stillen Kämmerlein des Herzens, ohne „die Hoffnung der Berufung“ (Eph 1,18) von den Dächern zu verkünden. Hoffnung ist Zuversicht, Zukunft, Erwartung. „Beseitige die Hoffnung, und alles Menschliche erstarrt“, schreibt Bischof Zeno von Verona († 371). Wo aber die Aussicht fehlt, bleibt nur der Genuss der Gegenwart.

Hoffnungslose Menschen?

Aber gibt es denn Menschen, die keine Hoffnung haben? Oder sind diese vielleicht sogar das Produkt christlichen Ressentiments, das das glückliche Leben anderer aus Neid madig macht, um der eigenen Überzeugung ihre Daseinsberechtigung zu sichern? Der moderne Mensch scheint nicht hoffnungslos zu sein, nur wurde die übernatürliche Ausrichtung der Hoffnung auf Gott gegen natürlich-diesseitige Hoffnungsziele ausgewechselt. Der heutige Mensch hofft mehrheitlich auf den dauernden Frieden, auf die heile Schöpfung und auf den Fortschritt, dem es schon gelingen wird, die vielen Schwierigkeiten in den Griff zu bekommen. Der das Hoffnungsstreben beherrschende Grundsatz lautet dann: „Möglichst viel Glück für möglichst viele Menschen“. Es fragt sich bei dem sympathischen Grundsatz allerdings, was mit den Menschen geschehen soll, die dieses Glück nicht erreichen, also mit den Behinderten, den Zukurzgekommenen, den Kranken und Alten oder – ganz allgemein – mit uns und eigentlich mit allen, die irgendwann dazu gehören werden? Genau betrachtet erweist sich die Rede von der Hoffnung auf möglichst viel Glück für möglichst viele Menschen als leeres Gerede.

Dies lässt sich an E. Bloch aufzeigen: Dieser neomarxistische Philosoph der Hoffnung erklärt den Menschen als das Wesen „mit Futurum als Seinsbeschaffenheit“; der Drang zur Zukunft gehört zum Wesen des Men-



Das „Forum Deutscher Katholiken“ informiert:

Der nächste Kongress „Freude am Glauben“ findet am 20. Juni bis 22. Juni 2003 in Fulda statt. Weitere Informationen werden in der Dezemberausgabe „Des Fels“ erscheinen.

„... nicht wie die, die keine Hoffnung haben“

Gedanken zu einer christlichen Sterbebegleitung

Von Anton Ziegenaus

In seinem Vortrag, den der Verfasser auf dem Kongress „Freude am Glauben“ in Fulda gehalten hat, charakterisiert er zunächst den „hoffnungslosen Menschen“, wie er sich beispielsweise bei Ernst Bloch, Bernd Russel und Jacques Monod artikuliert. Obwohl die Frage nach dem Tod von den meisten Menschen verdrängt wird, zeigt sich in unserer Zeit ein verstärktes Interesse davon, was beim Sterben geschieht. Die fehlende seelische Zuwendung und menschliche Nähe gegenüber Todkranken hat der Hospizbewegung Auftrieb gegeben. Der Autor legt im Weiteren dar, warum die geistige Wegbereiterin der heutigen Hospizbewegung für Christen kein Vorbild für die Hospizarbeit sein kann. Christliche Hoffnung gründet in Gott, im auferstandenen Jesus Christus.



schen. Gott ist kein Gott über uns, sondern vor uns, keine Transzendenz, sondern das ständige Transzendieren des Menschen. Das Ziel ist die Aufhebung aller Entfremdung im Reich der Liebe, der geschwisterlichen Stadt Philadelphia. Bloch sucht dann dieses Hoffnungsziel, das aber letztlich für unerreichbar und utopisch erklärt wird, zu beschreiben wie: „Glück, Freiheit, Nichtentfremdung, Goldenes Zeitalter, Land, wo Milch und Honig fließen, das Ewig-Weibliche, Trompetensignal im Fidelio“⁴¹. Nach L. Scheffczyk flüchtet sich eine solche Hoffnungsphilosophie in „bloße Wortkunst ... Es sind Aussagen derer, die keine Hoffnung haben, aber sie wenigstens sprachlich suggerieren möchten“⁴².

Bei all diesem Wortzauber kommt Bloch dann überraschend zu der ehrlichen und ernüchternden Feststellung: „Die Kiefer des Todes zermalmen alles, und der Schlund der Verwesung frisst jede Teleologie, der Tod ist der größte Spediteur der organischen Welt, aber zu ihrer Katastrophe“⁴³. Wohin ohne Gott der Weg des Einzelnen und des Kosmos führt, stellt der Mathematiker B. Russel⁴ ohne Beschönigung fest: „Der Mond

führt uns vor Augen, worauf die Erde zusteuert: auf etwas Totes, Kaltes, Lebloses.“ Wie Bloch überspielt auch Russel die individuelle Not des je eigenen Todes, wenn er fortfährt: „Eine solche Aussicht sei deprimierend, sagt man uns, und manche behaupten, sie könnten nicht weiterleben, wenn sie daran glaubten. In Wahrheit macht sich niemand viel Gedanken darüber, was in Millionen Jahren sein wird.“

Und schließlich sei noch Jacques Monod erwähnt. Er war französischer Molekularbiologe und Nobelpreisträger für Medizin. In seinem viel gelesenen Buch „Zufall und Notwendigkeit. Philosophische Fragen der modernen Biologie“⁴⁵ stellte er die These auf, dass jede Neuerung oder Änderung in der Natur dem Zufall entspringe. Auch der Mensch ist ein Zufallsprodukt. „Unsere ‚Losnummer‘ kam beim Glücksspiel heraus“⁴⁶. Die gesamte Ordnung in der Natur ist zufällig entstanden, wie aus störenden Geräuschen bei entsprechend häufigen Versuchen ein Konzert hervorgebracht werden kann. Wenn sich aber eine unheilbare Krankheit ankündigt, bleibt angesichts des sinnlosen Zufalls nur

eine Konsequenz, die Monod auch gezogen hat: Der Selbstmord⁷. Monod sah keinen Gott und keine Hoffnung.

B. Russel und im Grunde auch E. Bloch weichen der existentiellen Frage nach dem je eigenen, persönlichen Tod aus. Jedoch gerade darauf kommt es an; der Unterschied ist nämlich erlebnismäßig gewaltig, ob ein Planet erkaltet, jemand aus der Nachbargemeinde stirbt oder ob ich selbst sterbe. Insofern kommen diese Größen der Philosophie und der Wissenschaft der überwältigenden Mehrheit der Bundesbürger nahe, die den eigenen Tod einfach verdrängen. Eine demoskopische Umfrage ergab: 34% denken nie an den Tod, 24% selten und 30% hin und wieder. Für diesen Weg der Verdrängung gibt es verschiedene Gründe: Neben äußeren Gründen wie das Sterben im Altenheim bzw. im Krankenhaus, das viele einer intensiveren Auseinandersetzung ausweichen lässt, und der perfekte Service von Bestattungsunternehmen sind innere Gründe zu nennen, nämlich die Konzentration auf Produktivität und Leistungsdenken und vor allem die geistige Hilflosigkeit angesichts des Todes.

Neu erwachtes Interesse: Was geschieht beim Sterben?

Obwohl – in gewisser Weise verständlich – Sterben und Tod weiterhin verdrängt werden, kann man doch von einem Umschwung in den letzten zwei Jahrzehnten sprechen: Es wird mehr von Sterben und Tod gesprochen und dem Sterbenden mehr persönliche Pflege zuteil.

Ein Bündel von theologisch unterschiedlich zu bewertenden Gründen mag zu diesem Umschwung beigetragen haben. Die Trendwende dürfte mit den Reanimiertenberichten angefangen haben. So erzählen viele Reanimierte übereinstimmend, unabhängig davon, ob sie gut oder schlecht gelebt haben, vom Wahrnehmen eines lichtvollen Weges und eines überaus gütigen Wesens. Die Erfahrungen seien so angenehm gewesen, dass sie die Wiederbelebung nicht dankbar angenommen haben⁸.

Mit Hilfe der Reanimierten glaubte man, zum ersten Mal in der Geschichte der Menschheit, „einen Blick nach drüben“ (wie ein Buchtitel lautet) tun zu können, und sah sich zu der Feststellung berechtigt: „Es ist ein Vorurteil, dass Sterben qualvoll ist.“ Da man vor Gottes Gericht auch keine Angst haben muss, da er ein gütiges Wesen ist „und bei eindeutig schlimmen und sündigen Taten ... immer mit Verständnis und sogar mit Humor“ reagiert, kann das Sterben nicht so schlimm sein.

Viele Einwände lassen sich gegen diese Berichte vorbringen. Skeptisch wird man die Frage stellen, ob die

Reanimierten denn wirklich schon tot waren, zumal ähnliche Erlebnisse bereits früher von geretteten Ertrinkenden und Ertrinkenden mitgeteilt und auch mit Rauschgift künstlich erzeugt wurden, ob ferner die Realität des manchmal doch schweren Sterbens nicht verkannt wird und ob das gütige „humorvolle“ Wesen noch der heilige Gott ist. Bedenklich scheint auch das Verschweigen einer Art Höllenerfahrungen zu sein, von denen kritische Analytiker auch berichten. Manche haben, wie die Erfahrung lehrt, einen seelisch-geistlich schweren Tod. Auf alle Fälle scheinen solche Berichte zur Beschäftigung mit dem stark verdrängten Sterben angeregt zu haben.

Ein weiterer Anstoß zur Beschäftigung mit dem Sterben kam vom medizinischen Fortschritt. Die mögliche Lebensverlängerung warf nicht nur die Frage nach der Rentenfinanzierung auf, sondern noch mehr die nach dem Sinn der Verlängerung bei verminderter geistiger Aktivität und zunehmenden Schmerzen. Sie kennen die anschließende Diskussion über die Praxis der sog. Sterbehilfe, die inzwischen in manchen europäischen Ländern unter gewissen Bedingungen bereits legalisiert ist. Laut einer Umfrage des Allensbacher Instituts für Demoskopie sprachen sich im Jahr 2001 mehr als 70% der Befragten dafür aus, qualvoll leidenden und unheilbar Kranken Sterbehilfe zuzugestehen⁹.

Die christliche Antwort, die von der Unverfügbarkeit des von Gott geschenkten Lebens bestimmt sein muss, soll nicht auf eine menschenunwürdige Lebensverlängerung um jeden Preis abzielen. Eine solche Einstellung widerspricht dem christlichen

Glauben, der von der Hoffnung auf ein Leben bei Gott beflügelt wird. Fehlt aber diese Hoffnung, haben manche Ärzte und Juristen nach wie vor große Probleme, dem Wunsch nach einem menschenwürdigen Sterben gerecht zu werden. Sie finden die Mitte nicht zwischen der angeblichen aktiven Tötung und einem Gewährenlassen, wenn das Leben natürlicherweise erlöschen will. Die Frage nach der Hoffnung spielt dabei insgeheim eine gewichtige Rolle. Das Ziel kann weder eine Lebensverlängerung mit allen Mitteln noch eine absichtliche Verkürzung sein.

Um dem geschilderten Trend zur aktiven Sterbehilfe entgegenzusteuern, ist einmal notwendig, auf die Möglichkeiten der Schmerztherapie zu verweisen und diese Möglichkeiten auch zu nützen; hier müssten sicher auch manche Ärzte ihr Verhalten revidieren. Zum anderen muss zur Kenntnis genommen werden, dass der Wunsch nach aktiver Beendigung des Lebens oft nur ein heimlicher Schrei nach Zuwendung und menschlicher Nähe ist. Die seelisch-geistige Behandlung wird nämlich oft zugunsten der körperlichen vernachlässigt. Der soziale Tod auf der Intensivstation kann z.B. schlimmer sein als der physische. Früher nahmen dann, wenn Kranke und Sterbende nicht zuhause gepflegt wurden, die Ordensschwester die gesamt-menschliche, leib-seelische Betreuung in Krankenhäusern wahr. Die Spezialisierungen in der Medizin, die Schwerpunktverlagerung auf das Chemische und auf das technische Können des Arztes führte nun, zusammen mit der zunehmenden Säkularisierung des Lebens und der Privatisierung des Religiösen, zu einer Aufteilung der Zuständigkeit: Das

tun? Antworten und Fragen nach Sterben und Tod, Gütersloh 1983; dies., Aids. Herausforderung zur Menschlichkeit, Stuttgart 1988; dies., Erfülltes Leben – würdiges Sterben, Gütersloh 1993.

¹¹ Vgl. Kübler-Ross, Aids, 162, 82, 201, 204.

¹² Kübler-Ross, Reif werden zum Tode, 174.

¹³ Kübler-Ross, Aids, 44: „Ich schenkte ihm (= einem Aidskranken) einen Schmetterling, das Symbol unseres Übergangs, und erklärte auch ihm, dass wir nur unseren physischen Körper verlassen, während die Seele sich von ihm trennt und wieder heil wird nach dem, was wir den Tod nennen.“

¹ E. Bloch, Prinzip Hoffnung, Frankfurt 1959, 1627.

² L. Scheffczyk, Die Auferstehung Christi: Universales Zeichen der Hoffnung, in: A. Ziegenaus (Hrsg.), Zukunft der Menschen. Was dürfen wir hoffen?, Donauwörth 1979, 108.

³ Für den Philosophen, der den Menschen als Wesen mit Futurum als Seinsbeschaffenheit definierte, gilt demnach: No future.

⁴ B. Russel; Warum ich kein Christ bin, München 1963, 24.

⁵ Paris 1970; deutsch: dtv-Taschenbuch 1069.

⁶ Dtv 1069, S. 129.

⁷ Vgl. J. Ratzinger, Öffnet die Türen für Christus und fürchtet euch nicht (Silvesterpredigt 1978), 13.

⁸ Nähere Schilderung und Literatur: L. Scheffczyk – A. Ziegenaus, Katholische Dogmatik VIII. Die Zukunft der Schöpfung in Gott, Aachen 1996, 24ff.

⁹ Vgl. FAZ v. 3.4.2002, S. 13.

¹⁰ Vgl. E. Kübler-Ross (Hrsg.), Interviews mit Sterbenden, Gütersloh 1969; dies., Reif werden zum Tode, Stuttgart 1976; dies., Befreiung aus der Angst, Gütersloh 1982; dies., Verstehen, was Sterbende sagen wollen, Stuttgart 1982; dies., Was können wir noch

Krankenhaus kümmerte sich – pointiert ausgedrückt – um die physikalisch-chemisch-körperliche Seite des Menschen; obwohl man immer mehr die psychosomatischen Zusammenhänge kennt, wird der Mensch meistens als chemische Prozesseinheit verstanden. Das Seelische wird ausgeklammert (oder höchstens bei Extremfällen dem Psychologen überlassen – aber kennt der Psychologe noch eine Seele?), das Gesamtmenschliche und das Religiöse ignoriert. Im Vergleich zu früher ist die heutige Krankenschwester mehr für den Körper zuständig; in ihrem Berufsbild und ihrer Aufgabenstellung hat sich im Vergleich zu früher Wesentliches geändert.

Diese Nische, die sich durch die Änderung der Aufgabenstellung der Krankenschwester und die Säkularisierung der Pflege aufgetan hat, will nun die Hospizbewegung füllen: eine dringliche Arbeit.

Elisabeth Kübler-Ross: Vorbild für die Hospizarbeit?

Eine Vorreiterin und geistige Wegbereiterin der heutigen Hospizbewegung ist Elisabeth Kübler-Ross. Diese amerikanische Psychiaterin hat sich intensiv als Sterbeforscherin betätigt. Rund ein Dutzend Bücher¹⁰ sind ins Deutsche übersetzt worden. Sie stellte die verschiedenen Phasen vor, die ein Sterbender durchmacht,

Maria im Sternenkranz über dem Hochaltar von St. Emmeram in Regensburg. – „Wie die Mutter Jesu, im Himmel schon mit Leib und Seele verherrlicht, Bild und Anbeginn der in der kommenden Weltzeit zu vollendenden Kirche ist, so leuchtet sie auch hier auf Erden in der Zwischenzeit bis zur Ankunft des Tages des Herrn (vgl. 2 Petr 3,10) als Zeichen der sicheren Hoffnung und des Trostes dem wandernden Gottesvolk voran.“ (II. Vatikanum, Lumen gentium 68)

wie Nichtwahrhabenwollen, Verhandeln (mit Gott um einen Aufschub), Zorn (auf Ärzte und andere wegen des Ausbleibens einer Heilung), Depression, Einwilligung. Die Verdienste dieser Frau für die Weckung eines breiten Bewusstseins für ein Leben angesichts des Todes und für die Zuwendung zu Sterbenden sind anzuerkennen, auch die Verdienste für die Zuwendung zu den Aidskranken, die z.T. in sehr jungen Jahren dem Tod ins Auge sehen müssen und unserer Aufmerksamkeit und Liebe als Christen bedürfen. Auch die Thematik des Sterbens von jungen Menschen und Kindern, ebenso die Nöte der Hinterbliebenen werden angesprochen. Kein Wunder, dass viele Priester Bücher von Kübler-Ross geschenkt erhielten. Auf den Programmen von Hospizvereinen stehen immer wieder Themen, die an sie erinnern, und auch die Sprache mancher Hospizhelfer ist von ihr geprägt.

Kübler-Ross nennt sich eine Christin, spricht in manchen Äußerungen innig von Jesus¹¹, doch ist nicht klar, ob sie sich einer bestimm-

ten Denomination zurechnet. Einem Sterbenden schmückt man mit viel Liebe das Zimmer weihnachtlich, aber es gibt zu denken, dass von der Weihnachtsbotschaft kein Wort gesagt wird. Sie zeigt ferner große Sympathien für fernöstliche Vorstellungen, mit denen sie die westliche Welt vertraut machen wollte. So bekennt sie sich zur Reinkarnation: „Die Arbeit mit Sterbenden hat mir auch dazu verholfen, meine eigene religiöse Identität zu finden, zu wissen, dass es ein Leben nach dem Tode gibt, und zu wissen, dass wir eines Tages wiedergeboren werden, damit wir die Aufgaben erfüllen können, die wir in diesem Leben unfähig oder nicht willens waren zu erfüllen“¹². Da es eine Wiedergeburt gibt, kann Kübler-Ross sogar den Tod kleiner Kinder verstehen. Der Schmetterling gilt als Symbol für Sterben und Fortleben: Wie der Übergang der Raupe zum bunten Schmetterling ist der Tod eine Metamorphose zum neuen Leben¹³. Sterben scheint ein natürlicher Vorgang zu sein.

Fortsetzung folgt



Boulevard zum Himmel

Zur Heiligsprechung des Gründers des Opus Dei, Josemaría Escrivá de Balaguer

Von Jürgen Liminski

Es war eine große, vielleicht die größte Feier anlässlich einer Heiligsprechung, die der Petersplatz je gesehen hat. Hunderttausende Menschen füllten das weite Rund vor Sankt Peter und die breite Straße Via Conciliazone. Bis zum Tiber und zur Engelsburg standen sie und säumten auch die Nebenstraßen. Die Schätzungen reichen von „mehr als 200.000“ bis zu einer „halben Million“, je nach Wohlwollen, Skepsis oder Missfallen. Ein Teilnehmer meinte sarkastisch: „Im deutschen Fernsehen wird es wieder heißen: Mehrere tausend katholische Gläubige hatten sich vor der Pfarrkirche des Bischofs von Rom versammelt, um der Heiligsprechung eines umstrittenen Mannes beizuwohnen, der das geheimnisumwobene Opus Dei gegründet hat, eine Art weiße Mafia in der Kirche.....“ Es folgten noch einige der gängigen Vorurteile, die offenbar aus den Medien nicht wegzudenken sind und die nicht nur das Opus Dei, sondern den Papst und die Kirche als solche treffen sollen. Oder die einfach nur die Ignoranz widerspiegeln und den Unwillen bekunden, in anderen Kategorien zu denken als in denen des irdischen Machtgerangels und des geistigen Machiavellismus.

Die Tatsachen sprechen eine andere Sprache. Das Opus Dei hat rund 85.000 Mitglieder in mehr als neunzig Ländern. Viermal so viel Menschen waren nach Rom gekommen, weil sie dem dogmatischen Akt der Kanonisierung eines Menschen beiwohnen wollten, der zu

unserer Zeit gehört und der Neuevangelisierung mehr als eine Bresche geschlagen hat. Er hat einen Boulevard gebaut, eine breite



Der heilige Josemaría Escrivá de Balaguer
(1902-1975)

Straße zur Heiligkeit angelegt, die deshalb so breit ist, weil sie für alle Menschen befahrbar ist. Das Zweite Vatikanische Konzil hat diesen Boulevard zum Himmel beschrieben und im wahrsten Sinn des Wortes abgesegnet. Natürlich gab es ihn schon immer, und unzählige Menschen sind durch ihre gut getane Arbeit und ein Leben als Kind Gottes der persönlichen Heiligkeit näher gekommen. Aber Josemaría Escrivá de Balaguer hat diesen Weg ins allgemeine Bewusstsein gehoben und dadurch für viele erstrebenswert und zugänglicher gemacht. Den guten Christenmen-

schen gab es schon immer, auch unter den Laien. Thomas a Kempis oder Franz von Sales und viele andere haben gerade auch Laien Ratschläge gegeben, wie sie ihr Leben im Geist des Evangeliums gestalten könnten. Josemaría Escrivá hat ihre Gedanken und die Frohe Botschaft überhaupt übersetzt in die Zeit der Massengesellschaft. Er hat gezeigt, wie der Massenmensch auch heute ein einzigartiges Kind Gottes ist und sich auch als solches fühlen und leben kann. Er hat für diese Massengesellschaft einen Weg der persönlichen Versöhnung Gottes mit dem einzelnen Menschen aufgezeigt.

Der breite und bis über die Ränder ausgefüllte Boulevard der Via Conciliazone (Weg der Versöhnung) war an diesem 6. Oktober wie ein Symbol, der strahlend blaue Himmel über den Hunderttausenden wie ein Lächeln des Firmaments. Beifall kam auf, als der Prälat des Opus Dei, Javier Echevarria, erschien, Begeisterung brandete hoch, als der Papst kam. Auch am zweiten Tag, nach der Dankmesse, wogte die Begeisterung durch die Mengen, als der Heilige Vater segnend hindurchfuhr und immer wieder anhielt, weil ihm ein Kind in das Papamobil gereicht wurde, das er segnete und küsste. Ungewöhnlich fest und kräftig war seine Stimme, klar die Aussprache gewesen, als er tags zuvor die Worte der Kanonisation formulierte und die Predigt hielt (siehe Dokumentation). Und ebenso klar und fest erklang seine Stimme, als er sich nach der Dankmesse an die freudig beweg-

ten Menschen wandte und ihnen ins Herz sprach. Es gebe ein sicheres Zeichen der Heiligkeit, sagte Johannes Paul II., das sei „die Treue in der Erfüllung des göttlichen Willens bis zu den letzten Konsequenzen“. Das ist keine Sache von einigen Auserwählten, sondern ein persönlicher Anruf. „Mit uns allen hat Gott einen Plan, jedem vertraut er eine Sendung auf Erden an“. Der heilige Josemaría sei von Gott auserwählt worden, „die allgemeine Berufung zur Heiligkeit zu verkünden und aufzuzeigen, dass das Alltagsleben, die gewöhnliche Beschäftigung, Weg der Heiligung ist. Man könnte sagen, dass er der Heilige des Alltäglichen war.“

In seinen zwei Ansprachen zeichnete der Papst ein Bild des neuen Heiligen, wie man es in dieser bündigen und dichten Form selten zu hören und lesen bekommt. Unabhängig von vielen Details und Besonderheiten des Lebens Josemaría Escrivás, die Eingang gefunden haben in Leben und Wirken des Opus Dei, skizziert der Papst mit wenigen Strichen das Allgemeingültige dieses Heiligen. Escrivá sei ein sehr menschlicher Heiliger. „Für alle, die mit ihm in Beziehung standen, ungeachtet ihrer Kultur und sozialen Stellung, war er wie ein Vater, der ganz im Dienst an den anderen aufging, denn er war überzeugt, dass jede Seele ein wunderbarer Schatz ist; in der Tat ist jeder Mensch das ganze Blut Christi wert.“ Diese Haltung des Dienens zeige sich „unübersehbar in seiner Hingabe an den priesterlichen Dienst und in der Großherzigkeit, mit der er den Anstoß gab zu so vielen Werken der Evangelisierung und der menschlichen Förderung zu Gunsten der Ärmsten.“

Auch auf einen Zug der Spiritualität des Opus Dei machte der Papst aufmerksam, den der Heilige als „den wichtigsten im Werk“ bezeichnete: Die Gotteskindschaft. Dazu gibt es folgende Anekdote: Einmal saß der Gründer bei einer Betrachtung eines jungen Priesters in der hinteren Reihe der Kapelle und betete mit. Der junge Priester sprach über die Heiligung der Arbeit. Jeder habe immer irgendeine Arbeit zu tun, das sei das Mittel, um den



*Oben: Der Papst und das begeisterte Volk Gottes: Fahrt durch die Menge
Mitte: Jetzt kommt er: Warten auf den Heiligen Vater und das Papamobil.*



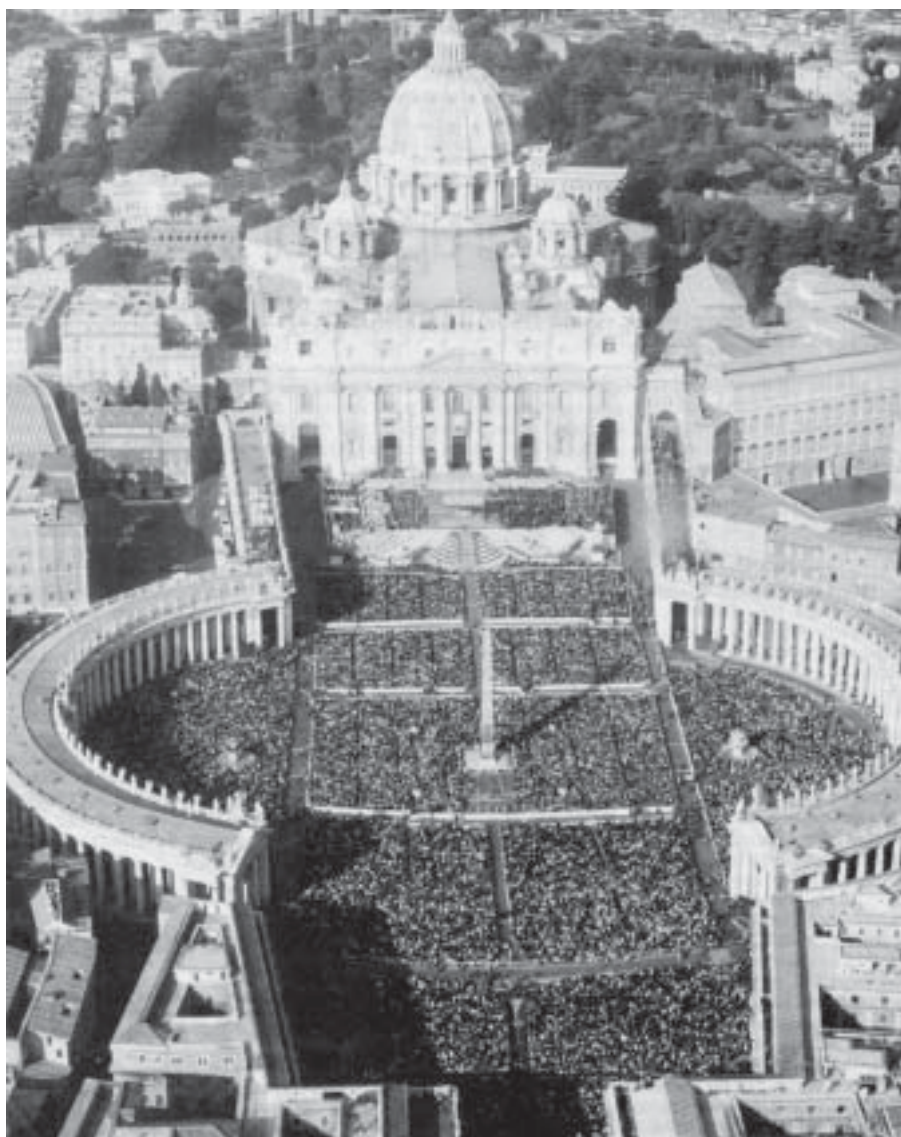
Unten: Lasset die Kinder zu mir kommen: Der Stellvertreter und eines der zahlreichen Kinder, die ihm von den Eltern über die Bodyguards in das Papamobil gereicht wurden.





Oben: Zur Ehre der Altäre erhoben: Beten vor dem Sarg mit dem Leichnam des Heiligen in San Eugenio.

Unten: Die Medien staunten: Eine der größten Heiligsprechungen der Kirchengeschichte verlief ohne Zwischenfälle, die Menschen verhielten sich ruhig und gelassen, der Platz war nachher sauber und geordnet.



gewöhnlichen Alltag zu heiligen und die Entdeckung dieses Mittels, die Heiligung der Arbeit sei das Wichtigste im Opus Dei. Escrivá unterbrach ihn: „Nein, mein Sohn, das Wichtigste im Opus Dei ist die Gotteskindschaft. Auch in der Arbeit sind wir Kinder Gottes, von seiner Liebe getragen“. Dann setzte er sich wieder. Solche Unterbrechungen, die ja auch für den Vortragenden etwas peinlich sein können, gehörten nicht zu den Gewohnheiten des Heiligen. Sie waren höchst selten. Und gerade das unterstreicht die Bedeutung, die der Gründer dieser intensiven Liebesbeziehung zwischen Gott und den Menschen beimaß. Sie ist wichtiger als die Perfektion der Arbeit, wichtiger als die menschliche Anstrengung, wichtiger als die menschliche Leistung. Ihre Erkenntnis ist die Grundlage einer Berufung zum Opus Dei. Gott ist kein Lehrer, der Noten verteilt und die Menschen danach beurteilt, wie nützlich sie für das Werk sind. Eine Berufung zum Werk ist zunächst eine ur-persönliche Beziehungsfrage, Gott ist es, der ruft, nicht die Leiter des Werkes. Und Gott ruft, wen er will. Escrivá wies auch oft darauf hin, dass viele Menschen, die dem Opus Dei wohlgesonnen sind, eine andere geistliche Berufung haben. Allen aber gemeinsam, sozusagen die omnipotente Stammzelle jeder Berufung, ist die Erkenntnis von der selbstlosen Liebe Gottes zu den Menschen, von der Gotteskindschaft. Die Menschen, die mit dem Opus Dei zu tun haben, zu dieser Erkenntnis zu führen und sie zu vertiefen, ist die erste Aufgabe jeder geistlichen Leitung. Erst später, viel später folgt die Werbung in eigener Sache, der Hinweis auf eine mögliche Berufung oder Mitarbeit zum Opus Dei.

Der Papst drückte es mit Blick auf den neuen Heiligen so aus: „Der Herr ließ ihn zutiefst die Gabe unserer Gotteskindschaft begreifen. Er lehrte das gütige Antlitz eines Vaters in Gott betrachten, der durch die verschiedensten Wechselfälle des Lebens zu uns spricht. Ein Vater, der uns liebt, der uns Schritt für Schritt folgt und uns beschützt, uns versteht und von einem jeden von uns die Antwort der Liebe erwartet. Die

Das Gebet, Schlüssel der Heiligkeit

Während der Eucharistiefeier zur Heiligsprechung des seligen Josemaría Escrivá de Balaguer auf dem Petersplatz in Rom hielt Papst Johannes Paul eine Predigt, die wir im folgenden auszugsweise wiedergeben.

„Alle, die sich vom Geist Gottes leiten lassen, sind Söhne Gottes (Röm 8,14). Diese Worte des Apostels Paulus helfen uns, die bedeutende Botschaft der heutigen Heiligsprechung von Josemaría Escrivá de Balaguer zu verstehen. Er ließ sich vom Heiligen Geist fügsam leiten in der Überzeugung, dass man nur so den Willen Gottes vollkommen erfüllen kann. ... In der Tat lud er seine geistlichen Söhne und Töchter unaufhörlich dazu ein, den Heiligen Geist anzurufen, damit das innere Leben, das heißt die lebendige Beziehung zu Gott, und das familiäre, berufliche und gesellschaftliche Leben, das sich aus vielen kleinen irdischen Wirklichkeiten zusammensetzt, nicht voneinander getrennt werden, sondern ein einziges heiliges und gotterfülltes Dasein bilden. Dem unsichtbaren Gott, schrieb er, „begegnet wir in ganz sichtbaren und materiellen Dingen“.

Diese seine Lehre ist auch heute noch aktuell und dringend. Der Gläubige ist durch die Taufe, die ihn in Christus eingliedert, berufen, mit dem Herrn eine ununterbrochene und vitale Beziehung zu unterhalten. Er ist berufen, heilig zu sein und an der Erlösung der Menschheit mitzuarbeiten. ... Wie wir in der ersten Lesung gehört haben, erinnert uns das Buch Genesis daran, dass der Schöpfer

dem Menschen die Erde anvertraut hat, damit er sie „bebaue und hüte“. Zu diesem umfassenden, göttlichen Projekt tragen die Gläubigen bei, wenn sie in den verschiedenen Bereichen der Welt tätig sind. Die Arbeit und alles andere Tun wird mit Hilfe der Gnade zu einem Mittel der täglichen Heiligung.

„Im Leben eines gläubigen Christen,“ sagte Josemaría Escrivá gern, „ist Gott immer zugegen – und zwar in jedem Augenblick, wenn er arbeitet oder sich erholt, wenn er betet oder wenn er schläft“. Diese übernatürliche Sicht des Lebens öffnet weite und reiche Horizonte des Heils. Denn Gott kommt uns nahe auch in den scheinbar einförmigen Umständen normaler irdischer Vorgänge, und wir können an seinem Heilsplan mitwirken. So wird auch die Aussage des Zweiten Vatikanischen Konzils leichter verständlich, dass „durch die christliche Botschaft die Menschen nicht vom Aufbau der Welt abgehalten, sondern vielmehr strenger zur Bewältigung dieser Aufgaben verpflichtet werden“ (Gaudium et Spes, 34).

Folgt seinen Spuren und verbreitet in der Gesellschaft das Bewusstsein, dass wir alle zur Heiligkeit berufen sind, ohne dabei Unterschiede zu machen nach Hautfarbe, Gesellschaftsschicht, Kultur oder Alter. Bemüht euch selbst als erste darum, heilig zu sein, indem ihr einen evangelischen Stil der Demut und des Dienstes pflegt, des Vertrauens in die Vorsehung und des ständigen Hörens auf die Stimme des Geistes. Auf diese Weise werdet ihr das Salz der Erde (vgl. Mt, 5,13) sein, und es wird euer „Licht vor den Menschen leuchten, damit sie euren guten Wer-

ke sehen und euren Vater im Himmel preisen“ (ebd. 5,16).

Gewiß, wer der Sache des Evangeliums treu zu dienen sucht, dem fehlt es nicht an Unverständnis und Schwierigkeiten. Der Herr reinigt und formt mit der geheimnisvollen Kraft des Kreuzes diejenigen, die er in seine Nachfolge beruft; doch im Kreuz – so sagte es der neue Heilige immer wieder – finden wir Licht, Frieden und Freude: „Lux in cruce, requies in cruce, gaudium in cruce! Seit dem 7. August 1931, als während der Feier der heiligen Messe in seiner Seele die Worte Jesu „wenn ich von der Erde erhöht bin, werde ich alle an mich ziehen“ (Joh, 12,32) ertönten, verstand Josemaría Escrivá klarer, dass die Aufgabe der Getauften darin besteht, das Kreuz Christi an die Spitze jeder menschlichen Realität zu erheben und nahm in seinem Inneren den mitreißenden Ruf wahr, alle Bereiche der Gesellschaft zu evangelisieren.

Um diese anspruchsvolle Aufgabe zu erfüllen, ist ein vom Gebet genährtes ständiges inneres Wachstum erforderlich. Der heilige Josemaría war ein Lehrer in der Praxis des Gebets, das er für die wirksamste Waffe hielt, um die Welt zu erlösen. Er empfahl stets: „Zuerst Gebet, dann Buße, an dritter Stelle, weit an dritter Stelle, das Tun“ (Der Weg, 82). Es ist kein Paradoxon, sondern eine ewige Wahrheit: Die Fruchtbarkeit des Apostolats besteht vor allem im Gebet und in einem intensiven und stetigen sakramentalen Leben. Das ist im Grunde der Schlüssel der Heiligkeit und des wahren Erfolgs der Heiligen.

Betrachtung der väterlichen Gegenwart, die ihn überall hin begleitet, gibt dem Christen ein unzerstörbares Vertrauen; in jedem Augenblick soll er auf den himmlischen Vater vertrauen. Nie fühlt er sich allein oder hat Angst. Wenn das Kreuz kommt, so sieht er darin nicht eine Strafe, sondern eine von demselben Herrn anvertraute Aufgabe. Der Christ ist notwendig zuversichtlich, denn er weiß, dass er Kind Gottes in Christus ist.“



Wachsame Auge: Auch die Schweizer Garde hatte mehr Freude als Spannung.

Jede Gemeinschaft hat die Neigung, das sie auszeichnende Gemeinsame besonders zu pflegen. Das ist gesund und gut. Das tun auch Familien. Es kann dann zu einer Belastung werden, wenn die Neigung überhand nimmt und der Blick nach innen die Sicht von der Außenwelt trübt. In Deutschland, wo das Verbändewesen und die permanente Suche nach sozialem Konsens das Denken und Fühlen stark beeinflussen, nennt man das Vereinsmeierei. Gegen diese Versuchung, die in geistlichen Familien gerade dann besonders stark ist, wenn eine Gründergestalt abtritt, weil dann der gute Wille zur Treue zu einer Erhöhung und Versteinern von Formen führen kann – die

Soziologie nennt dieses bekannte Phänomen die „Institutionalisierung des Charismas“ und der Papst setzt dagegen den Begriff von der „schöpferischen Treue – gegen diese mögliche Versuchung des guten Willens fand der Papst in der Sonderaudienz für die Pilger nach der Dankmesse Worte, die einmal mehr seine pädagogische Begabung offenbarten: „Der heilige Josemaría Escrivá hat sein Leben eingesetzt für den Dienst an der Kirche. In seinen Schriften finden die Priester, die auf verschiedensten Wegen gehenden Laien und die Ordensleute eine anregende Inspirationsquelle. Liebe Brüder und Schwestern, wenn ihr ihn mit offenem Geist und Herz in der Bereitschaft nachahmt, den Ortskirchen zu dienen, tragt ihr dazu bei, der ‚Spiritualität der Gemeinschaft‘ Kraft zu verleihen, die das Apostolische Schreiben *Novo Millennio Ineunte* als eines der wichtigsten Ziele für unsere Zeit vorstellt.“

In diesem Sinn kann man vielleicht auch die Begegnung sehen, die während der Sonderaudienz stattfand. Der orthodoxe Patriarch von Rumänien, Teoctist, begann seinen siebentägigen Besuch bei Papst und Kirche in Rom vor der imposanten Kulisse des prall gefüllten Petersplatzes. Eine Einheit

mit solch einer Kirche dürfte ihm durchaus als erstrebenswert erscheinen, was vielleicht auch ein Gedanke der Organisatoren dieses ersten römischen Treffens zwischen Patriarch und Papst war. Zum zweiten diene – mit oder ohne Absicht der Organisatoren – das Treffen mit dem orthodoxen Kirchenführer auch manchen Mitgliedern des Opus Dei als Anregung dafür, die Suche nach ihrer und aller Menschen Heiligung in der Welt mit offenen Armen zu unternehmen, ohne zu fragen, was und ob es dem Opus Dei nützt, sondern einfach aus kindlicher Liebe zu Gott dem Vater und zu den Menschen – ganz so, wie es Josemaría Escrivá de Balaguer zeitlebens tat. □

Die Zahl kann nicht oft genug wiederholt werden: Die Amerikanerin Mercedes Arzur Wilson hat anhand einer repräsentativen Umfrage die Wirkung des Gebetes auf die Ehe untersucht und herausgefunden, dass jedes zweite nur standesamtlich verheiratete Paar sich trennt, dass es bei kirchlich verheirateten Paaren nur jedes dritte ist. Bei Paaren jedoch, die kirchlich verheiratet sind, zusammen zur Kirche gehen und miteinander beten, trennt sich nur eine von 1429 Ehen. Beten bindet. Das gemeinsame Gebet, etwa der Rosenkranz oder auch das Tischgebet, fördert die Einheit in Ehe und Familie.

Die Familien in Deutschland werden das Gebet brauchen. Die rotgrüne Bundesregierung hat keineswegs ihr Fernziel aufgegeben, die traditionelle und das heißt vor allem die katholische Familie mit der Ehe als ihrem Kern aufzulösen. Zwar ist der Plan einer Modifizierung des Ehegattensplitting vorerst verschoben, denn mit der Beschränkung der Eigenheimförderung hat man einen finanziellen Ersatz gefunden, der außerdem Ehepaare davon abhält, ein Haus zu bauen oder zu kaufen und so eine Perspektive für eine Familie zu entwerfen. Auch bei der Rentenversicherung hat Rotgrün bei der Erhöhung der Bemessungsgrenze keineswegs an die Familien und ihren höheren Konsumbedarf gedacht. Mit dem politischen Rasenmäher der Gleichmacherei geht man an höhere Einkommen heran, ohne daran zu denken, dass Familien notgedrungen auch mehr verbrauchen. Gleiches gilt für die Ökosteuer, die die Rentenbeiträge eigentlich verringern sollte, de facto aber die Familien belastet und vermutlich in anderthalb Jahren auch angehoben werden wird. Sicherstes Zeichen der ideologisch begründeten antifamiliären Einstellung ist das sture Festhalten an der Ganztagsbetreuung von Kindern unter drei Jahren. Mindestens zwanzig Prozent aller Kleinkinder sollen in einer staatlichen Krippe betreut werden. Das ist noch nicht DDR-Niveau, aber der Weg dorthin ist vorgezeichnet.

Ideologie statt Sachkompetenz

Die rotgrüne Koalition steuert das Volksheim Deutschland an

Von Franz Salzmacher

Im rotgrünen Denken ist für die herkömmliche Ehe und Familie kein Platz. Der Staat soll es richten. So hatten schon Marx und Engels gedacht. „Fabrikation und Erziehung zusammen“, lautete ihre Devise. Kinder sind demnach künftige, Eltern gegenwärtige Arbeitnehmer und Beitragszahler. Daß der Mensch vor allem in Beziehungen der Liebe lebt oder aber ohne diese Beziehung verkümmert, wenn nicht in die Barbarei abgleitet, das kommt dieser Regierung nicht in den Sinn. Im Gegenteil, sie denkt nur in wirtschaftlichen und ideologischen Kategorien – wie weiland Marx und Engels.

Diesen Kategorien wird auch die Wahrheit untergeordnet. „Die Wahrheit sagen ist eine kleinbürgerliche Gewohnheit“, schrieb ein Freund Lenins einmal, und Lenin gefiel es. Dasselbe könnten Schröder, Fischer, Eichel und Kuhn und all die anderen Spitzenleute im rotgrünen Lager sagen. Das geht von der Außenpolitik über die Finanz-, bis hin zur Wirtschaftspolitik. Überall heißt es entweder „forget it“ (Fischer zum deutschen Weg in der Außenpolitik, womit auf einmal nur die Innenpolitik gemeint gewesen sein soll, so als ob es in diesem Bereich einen anderen als deutschen Weg gäbe) oder man behauptet frech: „Wir führen keine neuen Steuern ein, wir reduzieren Privilegien“ (Münzfering). Wahrheit ist für Rotgrün offenbar eine Frage der Formulierung. Das kann auch kaum anders sein, wenn man von Ehrlich-

keit oder der „Übereinstimmung des Intellekts mit der Wirklichkeit“ (so definierte Thomas von Aquin die Wahrheit) nichts hält.

Rotgrün wird scheitern, so wie alle Ideologen gescheitert sind. Es reicht nicht, eine Vision oder eine Ideologie zu haben. Johannes XXIII. wies schon in seiner Sozial-Enzyklika *Pacem in Terris* sogar mit Blick auf Politiker, die es gut meinen, darauf hin, dass der Wunsch,

se nicht nur historisch gewachsene Tatsache, diesen Teil der Natur des Menschen. Das ist das Denken von Ideologen. Gesellschaftlich notwendige Institutionen oder dem Staat vorgegebene Konstanten menschlichen Lebens werden ignoriert; man versucht sie zu verändern; die Gesellschaft soll sich gefälligst dem Denken und den Wünschen – meist identisch mit der eigenen Lebensweise – der Ideologen anpassen.



Gutes zu tun, nicht genügt, „um eine Kultur mit gesunden Grundsätzen zu durchdringen“. Nötig sei auch Sachwissen, Sachkompetenz. Dies allerdings richtet sich nach der Wirklichkeit. Sachwissen ist mehr als ein Wille zur Macht, mehr auch als taktisches Geschick. Sachwissen in der Politik hat mit der Kenntnis gesellschaftlicher Verhältnisse zu tun; zum Sachwissen in der Politik gehört auch das Wissen von der Notwendigkeit und Bedeutung gesellschaftlicher Institutionen wie Ehe und Familie. Rotgrün ignoriert die-

Die rotgrüne Koalition will das Volksheim Deutschland. Aber hohe Steuern, wenig Kinder, staatliche Belastungen für die Familie – das hat schon in Schweden nicht funktioniert. Erst als eine weniger ideologische Regierung in Schweden vor dem Abgrund stand und das Steuer vom Parteiwohl in Richtung Gemeinwohl herumriss (kinder- und familienfreundliche Maßnahmen, Steuer-senkungen, Beschneidung der Sozialleistungen) änderte sich die Lage. Das Volksheim er-

holte sich und wurde zum normalen Staat. Erst das Wissen um die Bedeutung so fundamentaler gesellschaftlicher Institutionen wie Ehe und Familie kann die Trends und Entwicklungen in der Gesellschaft richtig, das heißt im Sinne des Gemeinwohls, einordnen. Eine Politik, die sich nicht an diesem Ziel des Gemeinwohls orientiert, ist wie eine Wanderdüne. Der Wind treibt sie mal hierhin, mal dorthin. Das wird Deutschland nun erleben. Deshalb hilft den Familien im Moment am meisten das Gebet. □

Dreizehn „Diakoninnen“ schlossen Ausbildung ab

Dreizehn Frauen nahmen in der Mutterhauskirche der Waldbreitbacher Franziskanerinnen ihre Ausbildungszertifikate entgegen. Dieser Kurs ist kirchlicherseits nicht anerkannt, denn das Kirchenrecht lässt eine Weihe von Diakoninnen nicht zu, weil der Diakonat integraler Bestandteil des dreistufigen Priesteramtes ist, so hat die internationale Theologenkommission des Vatikans Ende 2001 festgestellt.

Der baden-württembergische Ministerpräsident Erwin Teufel (CDU) und Kultusministerin Anette Schavan (CDU) haben die Schirmherrschaft über das Projekt. Es wird außerdem vom Katholischen Deutschen Frauenbund (KDFB) und von der katholischen Frauengemeinschaft Deutschlands (kfd) unterstützt. Schavan meinte in ihrem Grußwort, mit diesem Kurs verbinde sich die Hoffnung auf „die Weiterentwicklung einer Theologie der Ämter in unserer Kirche“. Schavan meinte, eine solche Veränderung könne dazu beitragen, dass „die Spiritualität von Frauen und Männern sich auf eine neue Weise entfalten kann“ (DT 24.09.02). Der Geist, der diesen Ausbildungskurs durchzieht, wird aus den Worten von Hildegard Faupel, der geistlichen Begleiterin der dreizehn Frauen, deutlich. Sie sagte „dass wir mit diesem ersten Diakonatskurs für Frauen 40 Jahre nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil, eine längst notwendige Konsequenz aus diesem Konzil des Aufbruchs gezogen haben... Es war meine Aufgabe, die Frauen zu ermutigen, in der Freiheit des Geistes immer mehr ihrer ureigenen Berufung nachzugehen“. In der Begegnung mit den Frauen bleibe die Frage nach dem sakramentalen Diakonat für Frauen nicht länger nur eine akademische oder eine kirchenrechtliche Frage. „In ihrer Präsenz wird hautnah erfahrbar, wie unsere Kirche in Geburtswehen liegt“ (Konradsblatt 39/2002).

Die Kirche braucht sicher Frauen und Männer, die zum Dienen bereit sind. Dieser Dienst hat aber auch mit Gehorsam zu tun, und dieser fehlt den dreizehn Frauen, der geistlichen Begleiterin und den Ausbildern. Sie erklären ihren Geist selbstherrlich zum

Auf dem Prüfstand

Geist des Konzils. Sie tragen nichts zum religiösen Neuaufbau der Kirche bei. Das Gegenteil ist der Fall!

Hubert Gindert

Kardinal Meisner hat ein Tabu gebrochen

Mit seiner Predigt vor den deutschen Bischöfen am 25.9.2002 in Fulda hat Kardinal Meisner ein Tabu gebrochen. Auf eine selbstverständliche Mahnung zur Umkehr geht ein Aufschrei durch die Laienfunktionäre Deutschlands. Wenn diese so unschuldig wären, wie sie jetzt tun, so hätten sie sich diesen Schuh gar nicht anzuziehen brauchen, denn die treuen

Es geht nicht nur darum, dass der vitale Glaube uns abhanden zu kommen scheint, sondern dass an seiner Stelle ein selbstgezimmerter, ideologischer Glaube Einzug gehalten hat, der nur noch dem Namen nach katholisch ist. Manche unserer Einrichtungen verdunkeln den katholischen Glauben. Die Apparate sind oft so mächtig geworden, dass wir uns selbst als Bischöfe häufig hilflos und machtlos vorkommen und dann gute Miene zum bösen Spiel machen. In diesen Wust von Apparaten, Strukturen, Zuständigkeiten und Kompetenzen muss der Gottesgeist hineinfahren wie ein Sturm und alles wegblasen, was die Stimme der Kirche, was ihr prophetisches Wort relativiert, was die Leuchtkraft ihrer Botschaft vernebelt.

Predigt des Erzbischofs von Köln, Kardinal Joachim Meisner in Fulda am 25. September 2002.

Katholiken fühlen sich durch die Predigt Meisners nicht beleidigt. Aber ideologisch festgelegte Funktionäre dulden halt keine Kritik an sich selbst. Sie betrachten sich als tabu. Wer unbefugt herrschen will, wo er dienen sollte, ist tatsächlich nicht vom Heiligen Geist durchweht.

Warum soll denn die Arbeit der Funktionäre im Zentralkomitee, im BdkJ und in den Frauenverbänden nicht kritisiert werden dürfen, zumal ausgerechnet diese Gremien sich das Recht herausnehmen, jede Verlautbarung aus Rom vehement zu kritisieren. Haben denn die nun protestierenden Funktionäre die päpstliche Unfehlbarkeit in Glaubens- und Sittenfragen übernommen und zugleich auf politische Fragen ausgeweitet? Und darf ein Kardinal die stillen Beter, die vielen Helden der Nächstenliebe im grauen Alltag und die treuen Priester nicht mehr in Schutz nehmen, wenn sie gemobbt werden, nur weil sie katholisch bleiben wollen?

Manche Kommissionen und Verbände, die sich ständig unbefugt ins Lehramt einmischen, haben ihre ureigenen Aufgaben nicht erfüllt. Sie haben z.B. die katholische Soziallehre nicht verbreitet, sie brachten den Aufklärungsfilm zur Abtreibung „Der stumme Schrei“ trotz ihrer guten Medienkontakte nicht ins Fernsehen und sie haben im Wahlkampf kaum etwas dafür getan, dass der Gotteslästerungsparagraph wieder ins Strafgesetzbuch kommt. Fehlanzeige überall.

Gremien, die ihre eigenen Aufgaben übersehen und sich zugleich in anderen Bereichen für unfehlbar halten, sind kaum reformfähig, wie die Geschichte lehrt.

Dagegen geht auf den Weltjugendtagen die Begeisterung von einer einzigen Persönlichkeit aus, die die Glaubenswahrheiten kompromisslos und ehrlich vertritt. Millionen von Jugendlichen können klar unterscheiden zwischen der Wahrhaftigkeit des Papstes und der lähmenden Kritik-sucht der Meinungsmacher in den unpersönlichen Strukturen.

Zwei westdeutsche Bischöfe haben sich von der Predigt Meisners distanziert. Sie haben den Zeugnischarakter ihres hohen Amtes verdunkelt. Die Hähne in Deutschland dürfen nicht nur dreimal krähen.

Eduard Werner

„Die Kreuzzüge waren keine »Aktion«, sondern eine »Reaktion«“ schreibt Msgr. Klaus M. Becker über einen Beitrag für „Theologisches“ (Nr.9/2002, Sp. 397 ff). Mit einem Überblick über die Geschichte der gewaltsamen Ausbreitung des Islam zeigt er dessen „immanente Aggression“ (Untertitel). Er kommt zu dem Ergebnis:

Fasst man diese Fakten zusammen, wird man schwerlich zu der Überzeugung kommen können, dass der Islam nicht kriegerisch sei gegenüber allen außenstehenden „Ungläubigen“. Theoretisch mag er friedlich sein bzgl. derer, die ihn annehmen. In der Praxis sieht das – wie die Geschichte zeigt – auch etwas anders aus. Innerhalb des Gesamtphänomens Islam gibt es zweifellos mannigfache Varianten und Interpretationsmöglichkeiten des Systems. Man muss aber gewissermaßen den gemeinsamen Nenner der unterschiedlichen Gruppen und Tendenzen sehen, und der ist letztlich von Mohammed selbst bestimmt. Die Aggressivität des Islams hat ihre Wurzeln im System und wurde vom Gründer der Religion, Mohammed selbst, praktiziert mit der Eroberung Mekkas und seinem Feldzug nach Syrien. Die Tatsache, dass die Scharia als ehernes Gesetz und als Reglement des ganzen privaten und gesellschaftlichen Lebens in den einzelnen muslimischen Staat unterschiedlich streng gehandhabt wird, spricht nicht gegen ihren militanten Tenor, sondern beweist nur die allgemein menschliche Tendenz zu einem gewissen Laxismus, dem auch der Islam nicht entgeht. Andererseits ist der in westlichen Kreisen beliebte Hinweis auf den überaus friedliebenden islamischen Sufismus kein stichhaltiges Argument für sogenannte islamische Toleranz. Die Sufi sind weltabgewandte Mystiker, stark beeinflusst von gnostisch-christlichem Gedankengut. Innerhalb des Islam gelten sie als mehr oder minder häretische Sekte. Ihre zweifellos hohe Geistigkeit hat weder in der Geschichte noch in der Gegenwart irgendeine gesellschaftliche oder politische Relevanz. Ihr Einfluss war stets wesentlich geringer als etwa der des Mönchtums im Abendland. Ähnliches gilt von den Derwischen, religiösen Bettlern. Die aufklärerische Idee der Ringparabel in Lessings Nathan von einem Dialog auf dieser Basis der Toleranz greift in der Praxis nicht.

Hier geht es nicht darum, die historische und zeitgenössische Schuld von Christen oder Versäumnisse zu relativieren oder gar zu ignorieren. Solche Schuld aber findet keine Rechtfertigung aus dem Wesen des Christentums.

Zeit im Spektrum

Notwendig: Eine Bürgerbewegung

Die Kraft der Bilder – zum Bösen wie zum Guten – ist Themenschwerpunkt des jüngsten Informationsdienstes der „Bewegung für das Leben“ in Südtirol („Lebe“ 9/2002; Grieser Platz 13 b, I-39100 Bozen). Beiträge des Arztes Dr. Michael Peregger, des Priesters und Psychotherapeuten Dr. Jörg Müller und der Schriftstellerin Gabriele Kuby beschreiben sie eindringlich und fragen, was gegen die unheilvolle Flut negativer Bilder in Medien und Werbung getan werden könne. Zur Wirkung der Bilder schreibt der Psychologe u.a.:

Was für Zigaretten gilt, sollte auch hier betont werden: Gewalt- und Pornofilme schädigen die geistige Gesundheit! Fernsehen verwischt die Grenzen zwischen Kindheit und Erwachsensein, zwischen Schein und Sein. Die geballte Bilderflut von Katastrophen erfasst bereits die Kleinkinder; auf der Suche nach Vorbildern trifft das Kind auf Zombies und Gangster. Die Reizüberflutung kann nicht verarbeitet werden: die Schamswelle sinkt. Das Resultat: Angstlust, Konfliktfixierung, Reizsteigerung, am Ende dann Langeweile, Verlust der psychischen Selbstregulierung.

Infolge der raschen Bildsequenzen bleibt eine Verarbeitung aus; die Gewöhnung an schnellen Wechsel und neue Spannung verführt zum Zappen, sobald Langeweile eintritt. Dies setzt sich auf der sozialen, psychischen Ebene fort: Sich nicht festlegen wollen, rasche Triebbefriedigung suchen, Partnerschaften „zappen“, keine Verbindlichkeiten eingehen.

Gabriele Kuby kommt am Schluss ihres Beitrags „Vergiftung durch Bilder“ zu dem Ergebnis:

Wie konnte der Feminismus in drei Jahrzehnten die gesamte Wertordnung unserer Kultur auf den Kopf stellen? Wie konnten die Grünen innerhalb von zwei Jahrzehnten von einem Grüppchen engagierter Aussteiger in die Machtposition dieses Staates gelangen? Wie konnten die Homosexuellen, die bislang nur zwei bis drei Prozent der Bevölkerung ausmachen, erreichen, dass gleichgeschlechtliche

Partnerschaften per Gesetz in den Rang der vom Grundgesetz geschützten Familie erhoben wurden? Wer hat den Fall der Mauer vorausgesehen? Gesellschaftliche Veränderung ist also möglich.

Sie wird von Einzelnen initiiert, die sich von den bestehenden Verhältnissen nicht ins Boxhorn jagen lassen und entschlossen und beharrlich handeln. Wir haben die Machtverhältnisse gegen uns, aber das Leben und den Himmel auf unserer Seite. Was Not tut, ist eine Bürgerbewegung gegen geistige Umweltverschmutzung, damit die Zukunft unserer Kinder nicht im moralischen Schlamm dieser Zeit begraben wird.

Was zur Erneuerung notwendig ist

„Christsein heute“ ist das Thema des Geistlichen Rundbriefes Nr. 3/2002 von Bischof Dr. Klaus Küng (Bisch. Sekretariat, Am Hirschgraben 2, A-6800 Feldkirch). Angesichts der negativen Trends in Gesellschaft und Kirche fragt der Bischof, was für eine Erneuerung der Kirche grundlegend sei, und er gibt konkrete Hinweise dazu. Als erstes nennt er:

In Wirklichkeit sind wir heute mehr denn je genötigt, - und das ist gut so -, uns aufrichtig die Frage nach der Mitte unseres Glaubens zu stellen und zu überlegen, was mit dieser Mitte verknüpft ist und deshalb eine unabdingbare Voraussetzung der christlichen Freude darstellt. Das wird zugleich auch die Voraussetzung für eine neuerliche Ausbreitung des Glaubens und der wahren Erneuerung der Kirche sein (...)

Einen wichtigen Hinweis hierzu hat uns der Papst in seinem Apostolischen Schreiben *Novo Millennio ineunte* am Beginn des neuen Jahrtausends gegeben. Er stellte fest: „Es geht nicht darum, ein „neues Programm“ zu erfinden. Das Programm liegt schon vor: Seit jeher besteht es, zusammengestellt vom Evangelium und von der lebendigen Tradition. Es findet letztlich in Christus selbst seine Mitte. Ihn gilt es kennen zu lernen, zu lieben und nachzuahmen...“ (29) (...)

Es ist freilich zu wenig, nur gelegentlich oder irgendwie in der Kirche mitzumachen. Wer sich nicht fest in Christus verankert, gerät fast unvermeidbar in den reißenden Fluss der gängigen Strömungen unserer Zeit. Wer sich hingegen aufrichtig in Christus begründet, hat Grund zu wahrer Hoffnung, auch heute und morgen. Unter den Verhältnissen unserer Zeit ist es genauso wie zu anderen Zeiten möglich, konsequent als Christ zu leben. Christus macht zur Liebe fähig, er macht froh und er hilft, auch in der eigenen Begrenztheit und Schwäche einen Weg zum inneren Frieden und zur Wirksamkeit zu finden. Christus steht auch in Schwäche und Sünde bei. Durch solche, die Chris-

tus als große Hilfe im Leben und für das Leben erfahren, wird sich auch jetzt und in der Zukunft die Kirche ausbreiten.

„Damit sie das Leben haben“

Zum Missionssonntag befasste sich Prälat Josef Grabmeier im Geleitwort zum „Directorium spirituale“ mit Einwänden gegen die christliche Mission und erinnert an deren eigentliches Motiv (Dir. Spirituale 10/2002; Erhardi Druck GmbH, Leibnizstr. 10, D-93055 Regensburg)

(...) „Gebt keine Ruhe, Menschen für Christus zu gewinnen. Denn auch ihr seid von Christus gewonnen worden“, sagt einmal Augustinus. „Wenn ich überzeugt bin, das Heil zu besitzen, habe ich die Aufgabe, es auch anderen mitzuteilen“ (Gertrud von le Fort). Daran liegt es. Viele wissen nicht mehr, was ihnen durch Christus wirklich einmalig und unüberbietbar geschenkt ist. Sie haben sich einreden lassen, das Evangelium gehöre als Nachschlagewerk neben Sokrates, Buddha, Mohammed und einigen anderen Geistesgrößen in den Bücherschrank. Mehr wäre es nicht. Und ob! Gott sei Dank entdecken immer wieder gerade junge Menschen ganz neu den überragenden Wert der „Frohen Botschaft“ und bezeugen sie. Das Feuer flammt neu auf. Niemand kann es austreten. Wir lassen es auch nicht zu.

„Damit sie das Leben haben und es in Fülle haben“ (Joh 10,10). Dafür sind die ca. 200 000 Missionare in aller Welt, Ordens- und Weltpriester, Schwestern und Brüder und auch Laien angetreten und verkünden Christus, den Herrn, den Menschen, die vom wirklichen und wahren Leben ausgeschlossen sind. Den Missionaren gehört zum Weltmissionstag unsere ehrliche Anerkennung, unser großer Dank und unser aufrichtiges Gebet (...) Wir alle dürfen und müssen uns als Missionare verstehen. Es gibt nichts Schöneres, als Christus, das Licht der Welt zu bezeugen (...)

Keine Judenmission?

Es sei theologisch unannehmbar, Juden missionieren zu wollen, behauptete vor kurzem ein interreligiöses Komitee in den USA in einem Dokument, und die Behauptung wurde sogar in kirchlichen Medien als Verlautbarung der Bischofskonferenz der USA vermeldet. Dazu und zu ähnlichen Äußerungen nahm Weihbischof Andreas Laun (Salzburg) in „Kirche heute“ Stellung (10/2002; Postfach 1603, D-84498 Altötting). Auch und gerade der christliche Dialog mit Juden sei missionarisch, sagt der Weihbischof und führt u.a. folgende Argumente an:

– Wer auf den missionarischen Dialog mit seinen jüdischen Freunden verzichtet, diskriminiert sie und verhält sich anti-jüdisch. Sind denn Juden unfähig, den Plan Gottes, der nach Paulus von Ewigkeit her verborgen war, zu begreifen, zu empfangen, in das Reich Gottes einzutreten, das mit Jesus gekommen ist? (...)

– Die genannte Haltung ist ganz und gar unbiblich: „Ich bin nur zu den verlorenen Schafen des Hauses Israel gesandt“, sagt Jesus zur kanaänischen Frau. Erst viel später, unter der Führung des Heiligen Geistes, öffnet sich die junge, anfänglich nur juden-christliche Kirche den Heiden. Aber wann und wo hätte die Kirche jetzt eine umgekehrt Entscheidung getroffen, die besagen würde: „Jesus ist nur zu den Heiden gekommen“? Das Heil kam von den Juden (Joh 4,22), aber die Juden selbst sollen jetzt davon ausgeschlossen werden? Absurd!

– Und was wäre mit all den vielen Juden, die Christen wurden? Hätte man Edith Stein zu ihrem zuständigen Rabbiner schicken müssen, weil sie kein Recht hatte Christin zu werden? „Theologisch unannehmbar“ sollte das sein? Man könnte auch fragen, wieso die Apostel nicht geblieben sind, was sie doch waren: gläubige Juden. Wiederum : Edith Stein (eine von vielen anderen!) von der Kirche ausgeschlossen? Absurd!

– Wenn Jesus Christus wirklich der Sohn Gottes ist, wenn das einfach die Wahrheit ist – warum sollten Juden ausgeschlossen davon sein, diese Wahrheit zu erfahren: warum sollten davon alle Menschen auf der Welt in Kenntnis gesetzt werden, nur die Juden nicht, ausgerechnet sie, durch die Jesus in die Welt kam? Absurd!

Die Eucharistie wieder neu und tiefer als Opfer verstehen

„Theologie der Liturgie“ ist ein Aufsatz von Joseph Kardinal Ratzinger überschrieben, der im „Forum Katholische Theologie“ veröffentlicht wurde (1/2002; S. 1 ff; Schneider Druck GmbH, Erlbacher Straße 102, D-91541 Rothenburg/Tbr.). Der Kardinal erörtert und erklärt darin die Aussage des Zweiten Vatikanischen Konzils vom „göttlichen Opfer der Eucharistie“ (Liturgiekonstitution Nr. 2) – dies im Blick auf das weithin herrschende Unverständnis für „Opfer“ und auf die Bestreitung des Opfercharakters der Eucharistiefeier selbst durch katholische Liturgiker. „Ein nicht geringer Teil der katholischen Liturgiker“, so der Kardinal, „scheint faktisch zu dem Ergebnis gekommen zu sein, dass man im Streit des 16. Jahrhunderts im Wesentlichen Luther gegen Trient Recht geben müsse“ (S. 3; einer der Gründe auch der Offenheit dieser

Liturgiker und ihrer Gefolgschaft für „eucharistische Gastfreundschaft“, gemeinsame „Abendmahlsfeiern“ und „Interzelebration“ mit Protestanten). Kardinal Ratzinger sagt schließlich:

Theologie der Liturgie – das bedeutet, dass Gott durch Christus in der Liturgie handelt und dass wir nur durch ihn und mit ihm handeln können. Aus Eigenem können wir den Weg zu Gott nicht bauen. Der öffnet sich nur, wenn Gott selbst Weg wird. Und wiederum: Wege des Menschen, die nicht bei Gott enden, sind Umwege. Theologie der Liturgie – das heißt des weiteren, dass in der Liturgie der Logos selbst zu uns spricht und nicht nur spricht: Er kommt mit Leib und Seele, Fleisch und Blut, Gottheit und Menschheit, um uns mit sich zu vereinigen, zu einem „Leib“ zu machen. In der christlichen Liturgie ist die ganze Heilsgeschichte, ja die ganze Geschichte des menschlichen Suchens nach Gott gegenwärtig, aufgenommen und ihrem Ziel zugeführt. Christliche Liturgie ist kosmische Liturgie – sie umfasst die ganze Schöpfung, die „auf das Erscheinen der Söhne Gottes wartet“ (Röm 8,19). Trient hat nicht geirrt, es stand auf dem festen Grund der Überlieferung der Kirche. Es bleibt verlässiger Maßstab. Aber wir können und müssen es neu und tiefer begreifen aus der Fülle des biblischen Zeugnisses und des Glaubens der Kirche aller Zeiten. Es gibt hoffnungsvolle Zeichen, dass dieses erneuerte und vertiefte Verständnis von Trient, auch durch die Vermittlung der Kirchen des Ostens, evangelischen Christen zugänglich werden kann. Eines sollte klar sein: Die Liturgie darf nicht Experimentierfeld theologischer Hypothesen werden. Zu schnell sind in den letzten Jahrzehnten Auffassungen von Experten in liturgische Praxis übergegangen, weithin auch an der kirchlichen Autorität vorbei auf dem Weg von Kommissionen, die ihre jeweiligen Konsense international zu verbreiten und praktisch zu Gesetzen liturgischen Handelns zu machen verstanden. Die Liturgie bezieht ihr Größe aus dem, was sie ist, und nicht aus dem, was wir damit machen. Unser Tun freilich ist notwendig, aber als demütiges Sicheinfügen in den Geist der Liturgie und als Dienst für den, der das wahre Subjekt der Liturgie ist: Jesus Christus. Liturgie ist nicht Ausdruck des gemeindlichen Bewusstseins, das im übrigen diffus und wechselhaft ist. Sie ist in Glaube und Gebet aufgenommene Offenbarung, und ihr Maß ist daher der Glaube der Kirche, der das Gefäß der Offenbarung ist. Die liturgischen Gestaltungen können je nach Ort und Zeit vielfältig sein, wie die Riten vielfältig sind. Wesentlich ist die Bindung an die Kirche, die ihrerseits durch den Glauben an den Herrn gebunden ist (...)

BÜCHER

Christoph Becker, Gerda Riedl, Volker Peter Voss (Hg.): Hexentribunal. Beiträge zu einem historischen Phänomen zwischen Recht und Religion. Sankt-Ulrich-Verlag Augsburg 2001, 416 S. DinA5 Format, 19,90 Euro ISBN 3929246 68 6.

Der stattliche Band bietet zwanzig Aufsätze, die das mit dem Titel angesprochene Phänomen sehr extensiv nach allen Seiten über Jahrtausende hinweg behandeln, beginnend mit „Zauberei im alten römischen Recht – Zwölftafeln“ und endend mit „Die Vergebungsbitte Papst Johannes Pauls II. und die Inquisition“. Einige weitere Themen lauten: Teufelsverbündete im Corpus iuris canonici“, „Scholastik und Hexerei“, „Hexenhammer“, „Hexerei und Reformation“, „Aufklärungsschriften gegen die Hexenverfolgung“. Trotz der Fülle bleiben einige Wünsche offen. So wäre es aufschlussreich gewesen, Näheres darüber zu erfahren, wie die Nationalsozialisten versuchten, Inquisition und Hexenwahn gegen die katholische Kirche zu instrumentalisieren.

Die Autoren sind, von einer Ausnahme abgesehen, angehende Juristen, die ihre Ergebnisse zunächst im Rahmen eines Seminars der Universität Augsburg vorgetragen haben. Regie führten die Herausgeber, insbesondere der Ordinarius für Römisches Recht und Europäische Rechtsgeschichte Christoph Becker und sein Assistent Volker Voss.

Das Resultat ist ganz beachtlich, auch wenn manche Fakten mehrmals aufgetischt, manche Widersprüche nicht ausgeräumt werden. So befassen sich zwei Texte ausführlicher mit dem Jesuiten Friedrich Spee, der wie kein anderer den Irrwahn des Hexenglaubens bekämpft hat. Beide zitieren auch sein zeitlos bedenkenswertes

Wort: „Du musst aber wissen, dass bei uns Deutschen... der Aberglaube, die Missgunst, Verleumdung, Ehrabschneiderei, heimlicher Klatsch, Schmähsucht und arglistiges Verdächtigen unglaublich tief eingewurzelt sind...“

Damit nennt Spee die Hauptgründe für die Hexenanklage neben der Glaubenskrise und der wirtschaftlichen Not, die Europa um die Wende zur Neuzeit heimsuchte und nach Schuldigen fahnden ließ.

Zu den Ungereimtheiten zählen die stark divergierenden Opferzahlen. Einmal sind es, „nach allerdings höchst unsicheren Schätzungen – mehrere hunderttausend bis vielleicht eine Million Frauen, aber auch Männer,“ die „auf den Scheiterhaufen gebracht worden“ sind, an anderer Stelle heißt es dementsprechend: „zwischen 40.000 und 50.000 Menschen“. Die letztgenannten Zahlen entsprechen den Ergebnissen neuerer Forschungen.

Wer es nicht schon wusste, erfährt: „Die Ursachen der Hexenverfolgung sind nicht in erster Linie in der Lehre der Kirche zu suchen, sondern vielmehr in der Tatsache, dass diese nicht befolgt wurde.“ „Die Hexenverfolgungen sind keine Erscheinung ‚des Mittelalters‘, sondern der Zeit von 1480 1700.“ „Letztlich zeigt sich, dass die Reformation sowohl negative als auch positive Auswirkungen auf die Hexenverfolgung hatte, wobei die negativen jedoch überwiegen.“ Der Hexenwahn wütete dort besonders, wo die Reformation Verunsicherung ausgelöst hatte, in Deutschland und in der Schweiz. Kardinal Ratzinger zitierend wird festgestellt: „Hexenverbrennung sei ein nordisches Phänomen gewesen, das in Spanien, im südlichen Italien und im Kirchenstaat keinen Raum gefunden hatte“, auch nicht in Irland.

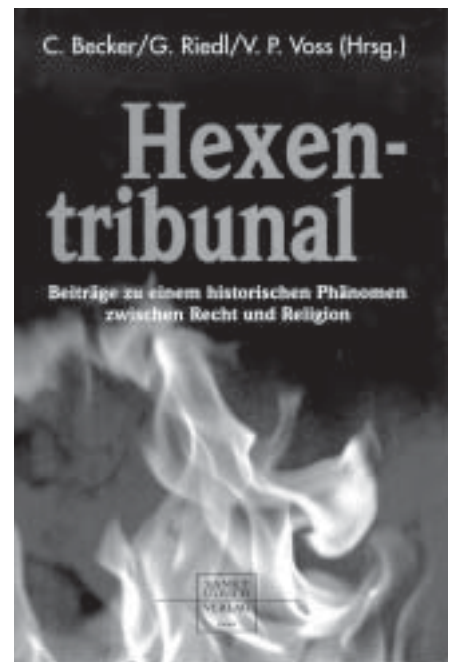
Bei aller Widerwärtigkeit dieser Verfahren bleibt doch erwähnenswert, dass die Angeklagten nicht ganz rechtlos waren, vielmehr einen Beistand hinzuziehen durften und Anspruch darauf hatten, gehört zu wer-

den, was selbst heute nicht immer selbstverständlich ist.

Bedauerlich ist, dass der letzte Beitrag, der sich mit Vergebungsbitte, insbesondere mit der des Jahres 2000, befasst, die Chance nicht genutzt hat, um mit Hilfe der bewährten und im abendländischen Rechtskreis anerkannten rechtsphilosophischen Kategorien von Ursächlichkeit, Rechtswidrigkeit und Schuld dem Leser nachvollziehbare Leitlinien an die Hand zu geben, die ihm beim Gang durch das Labyrinth gegensätzlicher Äußerungen halbwegs festen Halt geboten hätten.

Trotz kleiner offener Wünsche kann zusammenfassend gesagt werden, dass die Autoren den Leser in meist allgemeinverständlicher Sprache über dieses so dunkle Kapitel europäischer Geschichte umfassend informieren und die religiösen soziologischen und insbesondere juristischen Hintergründe sorgfältig aufzeigen.

Konrad Löw



den, was selbst heute nicht immer selbstverständlich ist.

Bedauerlich ist, dass der letzte Beitrag, der sich mit Vergebungsbitte, insbesondere mit der des Jahres 2000, befasst, die Chance nicht genutzt hat, um mit Hilfe der bewährten und im abendländischen Rechtskreis anerkannten rechtsphilosophischen Kategorien von Ursächlichkeit, Rechtswidrigkeit und Schuld dem Leser nachvollziehbare Leitlinien an die Hand zu geben, die ihm beim Gang durch das Labyrinth gegensätzlicher Äußerungen halbwegs festen Halt geboten hätten.

Trotz kleiner offener Wünsche kann zusammenfassend gesagt werden, dass die Autoren den Leser in meist allgemeinverständlicher Sprache über dieses so dunkle Kapitel europäischer Geschichte umfassend informieren und die religiösen soziologischen und insbesondere juristischen Hintergründe sorgfältig aufzeigen.

Konrad Löw

Bogdan Piwowarczyk: Ich glaube, also bin ich. Fe-Medienverlag 2002. D-88353 Kißlegg, Tel.: 07563-92006, Fax: 3381, Euro 7,80; Seiten 221, ISBN 3-928929-37-2

Das Buch verbindet die Lehre der Kirche mit den Aussagen der Bibel und mit der Lebenserfahrung des Autors. Aus seiner polnischen Heimat kennt er den marxistischen Atheismus, als Studenten-seelsorger in Fribourg (Schweiz) wurde er mit den Glaubensschwierigkeiten der westlichen Welt vertraut. Es gelingt ihm überzeugend, der Haltlosigkeit einzelner atheistischer Aspekte in Theorie und Praxis den Glaubens- und Gebetsschatz der Kirche als Erfüllung menschlichen Lebens gegenüberzustellen. Die Schönheit des Glaubens vergeleicht der Autor mit der Betrachtung eines Kirchenfensters. „Wer es im Inneren

der Kirche von der Sonne durchleuchtet betrachtet, erfasst seine Herrlichkeit und erblickt die dargestellten Figuren. Wer es aber ohne dieses Licht von außen anschaut, sieht nur Glas und Blei.“ Der Autor zeigt auch, dass dem Glauben von der Naturwissenschaft her keine Gefahr mehr droht. Vielmehr verweist er auf allgemeinere Stolpersteine, wenn er den hl. Paulus zitiert „Verkünde das Wort, ... weise zu recht. ... Denn es wird eine Zeit kommen, in der man die gesunde Lehre nicht erträgt.“ (2 Tim 4,1-5) Das Buch ist gut gegliedert. Es kann für Gespräche mit Andersdenken vorbereiten. Vor allem aber kann es dem Leser helfen, das „Kirchenfenster von innen in voller Schönheit zu sehen“ d.h. seinen Glauben mit dem Herzen und mit dem Verstand zu durchdringen.

Eduard Werner

Franz Adolf Kleinrahm: Familie leben. Die Ehe neu entdecken. Verlag Styria, 200 Seiten, ISBN 3-222-12983-5, Euro 18,00

Der Autor hat Familie und leitet als Diakon das von der Diözese Regensburg geförderte Familienzentrum Heiligenbrunn bei Landshut. Sein Buch ist ein Erfolgsbericht für die von ihm geleitete Gemeinschaft „Familien mit Christus“.

Unter Bezug auf einschlägige Bibelstellen gibt er praktische Hinweise für das Gelingen von Ehe und Familie. Sogar Hinweise zur Gestaltung von Wohnungen fehlen nicht. Das Kapitel „Christliche Familienkultur“ beginnt mit dem Satz: „Wenn wir den eigenen Glauben nicht offensiv vertreten, werden unsere Kinder von anderen in Besitz genommen.“ Großen Raum nimmt die Gestal-

tung von Wochenendkursen und Familienfreizeiten mit geistlichem Programm ein. Dass religiös fundierte Ehen beständiger sind, zeigt schon die Statistik. Das Buch und auch die regionalen Gruppen der Gemeinschaft bieten Stützen für christliche Familien, die sonst in ihren Pfarreien heutzutage weithin isoliert wären. Das kommt natürlich den Kindern zugute, die gleichgesinnte Freunde brauchen. Dass Buch hat ein Vorwort von Kardinal Sterzinsky; es ist zu empfehlen für Seelsorger und auch für Ehepaare, die keiner Gemeinschaft angehören. Mehr unter www.FamilienMitChristus.de

Eduard Werner

Herbert Schneider OFM: Was dem Christen Zukunft gibt. Wie die Liebe, die in Jesus Christus ist, den zukünftigen Menschen bildet. Comas Druck, Rom 2001. 41 S.

In seinem Büchlein versucht Herbert Schneider, Mitglied des Franziskanerklosters Vossenack in Hürtgenwald, nichts Geringeres als eine Annäherung an die geheimnisvolle Liebesbeziehung zwischen Gott und den Menschen. Er analysiert zunächst die dem Menschen erfahrbare Liebe, die ihn über sich selbst hinaus trägt, in dieser Dimension letztlich aber begrenzt und gefährdet bleibt.

In seiner Sehnsucht nach vollkommener Liebe entdeckt der Mensch Jesus Christus als denjenigen, der die Liebe ganz hat und dessen Liebe alle Grenzen überwunden hat. Der Mensch versteht, dass er die ihm innewohnende Liebe weder sich selbst verdankt, noch dass sie ein Resultat der Evolution ist. Es ist vielmehr die Liebe Christi, des Mittlers zwischen Gott und den Menschen. Durch Seine Liebe in uns, die Ihn mit dem Vater verbindet, stiftet Er unseren Zugang zur Liebe Gottes. Entscheidend für dieses Gelingen ist die Annahme der Liebe Christi durch den Menschen.

Der Text fasziniert in seiner spirituellen Ausrichtung. Es erstaunt und berührt, wie der Autor innerseelische Vorgänge und transzendente Wirklichkeiten erfasst.

Das Büchlein ist im Stil einer philosophischen Analyse gehalten. Es lädt den Leser eher dazu ein, sich kürzeren Textabschnitten zu widmen und diese auf sich wirken zu lassen. *Günter Buschmann*



Wilhelm Havers: Es lebe Christus der König – die mexikanischen Märtyrer des XX. Jahrhunderts, Guadalajara, Jal., Mex. 2001. Das Buch kann bestellt werden bei Wilhelm Havers, Paseo Loma Ancha 3690, 44660 Guadalajara/Jal. Mexiko.

Der Verfasser berichtet über die 27 mexikanischen Märtyrer des XX. Jahrhunderts, die Johannes Paul II. im Jubiläumsjahr 2000 heilig gesprochen hat. Es ist nur eine kleine Zahl jener, die in einer besonders blutigen Verfolgung in Mexiko umgebracht wurden. Sie begann bereits im 19. Jahrhundert, erreichte den Höhepunkt 1927 und dauerte bis Ende des 20. Jahrhunderts. Priester und Nonnen erhielten beispielsweise erst 1992 das Wahlrecht. In der über 70-jährigen Unterdrückung zeigte die korrupte, ihr eigenes Volk ausbeutende Freimaurerregierung, die sich nach außen gerne humanitär gab, ihr wahres Gesicht. Das geschah in unmittelbarer Nachbarschaft zu den USA, dem großen Land der Freiheit. Es war ebenso, wie es heute mit der Verfolgung der Christen im Sudan oder in anderen Ländern zu registrieren ist. Allen geschilderten Glaubenszeugen war gemeinsam, dass sie die ihnen anvertrauten Christen in der Verfolgung nicht im Stich ließen, obwohl ihnen die Bischöfe erlaubten, sich in Sicherheit zu bringen. Sie nahmen die größten Entbehrungen auf sich und bekannten angesichts des Todes ihre Treue zu Gott und zur Kirche



und verziehen ihren Peinigern. Der Betrachter eines solchen heldenhaften Lebens fragt sich unwillkürlich, woher diese Märtyrer die Kraft nahmen. Die Glaubenszeugen geben an mehreren Stellen die Antwort. Es ist dieselbe, die Johannes Paul II. in seinem Rundschreiben *Novo Millennio Ineunte* gibt: Kraft aus der Betrachtung des Antlitzes des leidenden Christus, seine Liebe zu den Menschen, die nach Antwort verlangt. *H.G.*

Werenfried van Straaten: Kämpfer für den Frieden; Über sein Lebenswerk für bedrängte Christen. Verbo Divino Verlag, E-31200 Estella (Navarra) 2001. Herausgeber: Kirche in Not/Ostpriesterhilfe e. V. 128 S., 7,- Euro.

Das Buch enthält ausgewählte Gedanken Werenfried van Straatens, die das Ethos eines der bemerkenswertesten Kirchenmänner unserer Zeit widerspiegeln. Die Texte werden durch eindrucksvolle Photographien ergänzt.

Van Straaten fordert von seinen Mitchristen das ein, was auch Christus von uns fordert. Und wir wissen, dass es nicht zuviel ist: die vorurteilsfreie und bedingungslose Nächstenliebe. Absolute Priorität hat im Leben des Prämonstratensermönches die konkrete, tätige Hilfe für die Armen und Notleidenden dieser Welt, insbesondere für Christen. Die Liste seiner Unternehmungen und Erfolge – fast möchte man vermeiden, diesen Begriff auf sein Werk anzuwenden – ist lang. In dem geschundenen Menschen unserer Tage sieht er den leidenden Christus.

Die kompromisslose Haltung van Straatens muss die Wohlstandsgesellschaften provozieren. Er scheut sich nicht, die Kausalität zwischen unserem Reichtum und der Armut der vielen anderen herzustellen. Auch die Kirche nimmt er in die Pflicht,

das Apostolat der tätigen Nächstenliebe noch unbedingter zu leben.

Werenfried van Straatens Appelle überzeugen, weil er selbstkritisch und demütig geblieben ist. Das Buch ist das Konzentrat der Lebenserfahrungen eines unermüdeten Samariters, der uns herausfordert, die Grenzen der eigenen Nächstenliebe immer wieder zu überschreiten.

Günter Buschmann



Nachrichten



Der Staat hat einen Schutzauftrag für ungeborene Kinder

Juristen erinnern die Politiker daran, dass „nach dem Urteil des Bundesverfassungsgerichts vom 28. Mai 1993 der Staat aufgrund seines Schutzauftrags verpflichtet ist, den rechtlichen Schutzanspruch des ungeborenen Lebens im allgemeinen Bewusstsein zu erhalten und zu beleben. Deshalb müssen die Organe des Staates in Bund und Ländern erkennbar für den Schutz des Lebens eintreten. Das betrifft auch und gerade die Lehrpläne der Schulen, (BverfGE 88, 203, Leitsatz 10 und Seite 261. Juristen-Vereinigung Lebensrecht (JVL).

Qu.: Die Tagespost Nr. 110



Den eigenen Reichtum wieder entdecken

Ein Buddhist, der Schweizer Shinsu-Meister Jérôme Ducor, rät den europäischen Christen, den eigenen Reichtum wieder zu entdecken.

„Es herrscht große Verwirrung, doch eines ist sicher: der Buddhismus hat in Europa großen Zuspruch, weil er sich als befreiender Glaube präsentiert, eine komplett spirituelle Stimme“.

Die Frage lautet also: Warum sind die Menschen dem Buddhismus und nicht dem Christentum zugetan? „Ganz ehrlich muss ich sagen, dass die meisten dieser Leute das christliche Erbe gar nicht kennen“, so der Buddhistenführer, dessen Vortrag vom Pressedienst der italienischen Bischofs-

Anschriften der Autoren dieses Heftes:

- Pfr. Winfried Abel
Andreasberg 5, 36041 Fulda
- Pfr. Ludwig Gschwind
Heilig Kreuz Str. 1, 86513 Ursberg
- Jürgen Liminski
Neckarstr. 13, 53757 St. Augustin
- Prof. Dr. Reinhold Ortner
Birkenstr. 5, 96117 Memelsdorf
- Pfr. Dr. François Reckinger
Dr.-Wilhelm-Külz-Str. 2 A
09405 Zschopau
- Dr. Irmgard Schmidt-Sommer
Filderhauptstr. 45b, 70599 Stuttgart
- Prof. Dr. Dr. Anton Ziegenaus
Heidelberger Str. 18, 86399 Bobingen

konferenz veröffentlicht wurde. „Überraschenderweise trifft das nicht nur für Jugendliche, sondern auch für Erwachsenen zu“.

„Ich glaube, in seinem Inneren ist der Mensch zutiefst ein religiöser Suchender, so Ducor. Die drängendste moderne Frage ist die nach dem Tod, welche keine theoretischen Antworten braucht, sondern praktische Wege“. Qu.: ZENIT.org 20. 9.2002



Tötung auf Verlangen gefordert

Auf dem 14. Kongress der „World Federation of Right to Die Societies“, des Weltverbandes der Vereine für Sterbehilfe, forderten die Teilnehmer eine Änderung der Gesetze überall dort, wo die Tötung auf Verlangen noch illegal sei. Wo eine Änderung bereits erreicht sei, müsste diese ausgedehnt werden. So forderte etwa die niederländische Gesundheitsministerin Els Borst-Eilers, Zugang zur „Tötung auf Verlangen“ auch denjenigen Menschen zu verschaffen, „die nicht krank sind, aber den Sinn des Lebens verloren haben“

Qu.: Die Tagespost Nr. 110



Abtreibungsmöglichkeit vorhanden – Trinkwasser fehlt

In den Ländern China und Vietnam haben mehr Frauen Zugriff auf Abtreibungsmöglichkeiten und Geburtenkontrolle als auf sauberes Trinkwasser. Nach der diesjährigen Statistik der Weltbank hatten 25% der chinesischen und sogar 44% der vietnamesischen Bevölkerung keinen Zugang zu sauberem, frischem Trinkwasser. Dem gegenüber bestand für 83%, bzw. 75% der Frauen im empfängnisfähigen Alter das Angebot, auf Verhütungsmittel und Abtreibungsmöglichkeiten zurückzugreifen.

Qu.: Johanna Gräfin von Westphalen, *Stiftung ja zum Leben*, September 2002.



Beispielhafter Hinweis auf folgende Sendungen:

Mi.: 23.00 Uhr, Prof. Dr. J. Splett: Ratio – der Mensch als Weg zu Gott;
Do.: 18.30 Uhr, Prof. Dr. W. Ockenfels OP: Der Christ in der Welt
Sa.: 18.30 Uhr, Johannes Paul II. – Wegweiser an der Jahrtausendwende, mit A. Graf Brandenstein-Zeppelin u. Thomas M. Rimmel.
tägl.: 14.00 Uhr Live Übertragung der Heiligen Messe; 18.00 und 23.30 Uhr, Rosenkranz;
Information: 0228-934941-60

Sühnenacht - Sühneanbetung

Berlin: St. Ansgar: 1.11.2002, 17.10 Uhr Kreuzweg; St. Norbert: 9.11.2002, 9.30 Uhr Sühnesamstag; 14.11.2002, 18.00 Uhr, MPB Zönakel Helferkreis; 17.11.2002, 15.00 Uhr, Kinderrosenkranz, 22.11.2002 22.00 Uhr Sühnenacht; Hinweise: 030/4964230

Hannover: 9.11.2002, Pfarrkirche St. Franziskus, H-Vahrenheide, Dresdner Str. 29, Beginn 8.00 Uhr, Rosenkr., 9.30 Uhr Hl. Messe, anschl. Auss. u. Beichtgel. Ende ca. 16.00 Uhr Rückfragen: 0511-494605

Krefeld: 4.11.2002 St. Peter, Krefeld-Ürdingen; 18.00 Uhr Ro.kr. 19.00 Uhr Hl. Messe, 20.00 Uhr Ro.kr. Auss. d. Allerhl.; Hinweise: 02151-730592

Königstein: 11.11.2002, Gebetskreis der beiden Hl. Herzen: 19.00 Uhr, Wiesbadenerstr. 112, Hinweise: 06174-4419

Konstanz: 2.11.2002, Klinikum, Kleine Kapelle, 18.45 Uhr - 21.45 Uhr, Anbet., Lobpreis, Ro.kranz, Euch. Seg.

Leuterod/Ötzingen: 26.11.2002, mtl. Treffen der Mitgl. d. Marian. Segenskreises, Maria-Hilf-Kirche; Sühnegebetsstd., Eucharistiefeier, Predigt, Beichte, euch. Anbet. v. 18.00 - 22.00 Uhr, m. Pfr. R. Lambert.

Marienfried: 2.11.2002, Sühnenacht ab 14.00 Uhr - 5.30 Uhr; ab 20.00 Uhr; Hinweise: 07302-92270.

Nächtliche Anbetung in Oberhaid

9./10.11.2002 nächtl. Anbetung in der Pfarr- und Wallfahrtskirche Oberhaid bei Bamberg. ab 20.30 Uhr, Ende 5.30 Uhr;

Saarbrücken: jd. Herz-Mariä-Sa., Basilika St. Johann, 19.30 - 23.30 Uhr, Andacht, Ro.kr., Gebet, Hl. Messe m. Predigt, Hinweise: 06897-8331

Venningen: 2.11.2002, ab 19.30 Uhr Engel d. Herrn u. Ro.kr., Hl. Messe, Auss. d. Allerhl., sakr. Seg. Hinweise: 06324-64274

Exerzitien: 18.-22.11.2002; Marienfried; P. H. Eichler MIC: Maria, hörend auf Gottes Wort, demütig im Gehorsam, gläubig in der Nachfolge; Anmeldung: 07302-92270

Pro Missa Tridentina:

18.11.2002; München, Restaurant Rhaetenhaus, 19.00 Uhr, H.H. Pater Wolfgang Hariolf Spindler O.P.: Die Tyrannei der Werte. Hinweis: 089-263831

Arche:

Potsdam, Kleiner Saal, Pater Bruns Haus, 5.11.2002, 19.30 Uhr, Prof. Elm: Kreuzzüge – Dichtung und Wahrheit; 26.11.2002, 19.30 Uhr, Prof. Prof. R. Spaemann; Hinweise: 0331-2307990

Marianischer Besinnungstag in Krefeld:

2.11.2002 9.00-18.30 Uhr, Krefeld-Oppum, Pfarrzentrum Hl. Schutzengel, Thema: Durch Maria zu Jesus; mit Pfr. H. Mittenentzwei; Hinweise: 02151-730592.

K-TV: ab 1. November ist der deutschsprachige, katholische Fernsehsender K-TV über ASTRA Satellitensystem empfangbar. Daten: ASTRA 19°, digital, 10,832 Ghz, horizontal, Symbolrate 22.000, FEC 5/6. Programminhalte: Glaubensverkündung (tägl. hl. Messe, Ro.kr.) jd. Woche Generalaudienz u. Angelusgebet mit dem Hl. Vater. Information: Tel.: 0043-5572-56512

Initiativkreise

Augsburg: 17.11.2002, 15.00 Uhr, Mindelheim, Bildungshaus St. Josef, Krummbacher Str. 18; Prof. Dr. K. Löw: Der Kampf um das Schulkreuz 1939/1942 und heute; Hinweise: 08152-379683

Bamberg: 17.11.2002, 18.30 Uhr, Bürgerspital Michelsberg 10b, Dr. theol. I. Brosa: Der heilige Josefmaria Escrivá – Vorläufer des Zweiten Vaticanums; Hinweis: 0951-24832

Berlin, Alfred-Kardinal-Bengsch-Kreis: 18.11.2002, 20.00 Uhr, Berlin-Dahlem, Gemeindehaus St. Bernhard, Königin-Luise-Str. 33; Prof. Dr. Dr. J. Schmucker-von-Koch: Auf dem Weg in die „Schöne Neue Welt“? Ethische Rahmenbedingungen biomedizinischer Forschung im europäischen Kontext; Hinweise: 030-8035980

Hamburg: 8.11.2002, 19.30 Uhr, Prof. Dr. K.Löw: Papst Pius XII. – Heiliger oder „Hitlers Pope“? zuvor 18.30 Uhr lat. Hochamt, Pfarrei Mariä Himmelfahrt, Odenfelder Str. 23; 9.11.2002 19.30 Uhr, Pfarrei Schmerzhaftes Mutter, Flensburg, Nordergraben 26, Prof. Dr. K. Löw: Trifft die katholische Kirche Mitschuld am Holocaust? Hinweise: 0171-8091652

Limburg: 23.11.2002, 16.15 Uhr, Bad Homburg, St. Marien, Gemeindehaus, Prof. Dr. W. Ockenfels O.P.: Zur Lage der Kirche – Zwischen Sendungsauftrag und Selbstzerstörung; zuvor 15.30 Uhr, St. Marien, feierl. Vesper z. Christkönigssonntag; Hinweis: 06172-72181

Osnabrück: 13.11.2002, 19.30 Uhr, Pfarrheim St. Joseph, Msgr. Dr. K. Becker: Welche Antwort gibt uns der Glaube auf die Frage nach der ewigen Bestimmung des Menschen (Tod, Auferstehung, ewiges Leben) Hinweise: 05429-654

Rottenburg: 3.11.2002, 15.00 Uhr, Stuttgart-Möhringen, St. Hedwig, Hedwigsaal, Jürgen Liminski: Welche Familienpolitik ist notwendig, um die Zukunft zu retten? zuvor 14.30 Uhr Andacht; Hinweis: 07022-43135

Speyer: Besinnungstag; 24.11.2002, 16.30 Uhr, Venningen, Pfarrei St. Georg, Pfr. M. Jung: Besinnungstag unter dem Leitgedanken: „Alltagsheiligung“; zuvor 10.00 Uhr Hl. Messe; Hinweis: 06324-64274

Würzburg: 24.11.2002, 16.00 Uhr, St. Burkardus-Haus, Dr. H. Pfeiffer: Christliche Erziehung – Göttliche Ordnung; zuvor 15.00 Uhr Vesper i.d. Sepultur d. Domes; Hinweis: 06022-20726

Forum der Leser

Zu Kardinal Meisner

Fürwahr, Gottes Geist, muss wie ein Sturm in unsere Kirche hineinfahren. Sie haben gesagt und ausgerufen, was schon lange gesagt werden musste. Dafür sage ich Ihnen aufrichtigen Dank.

Über einige Jahrzehnte in verschiedenen Funktionen in katholischen Verbänden und kirchlichen Gremien tätig, muss ich heute offen sagen und mich fragen, habe ich damit Gott und der Kirche gedient? Schade für die Zeit in Konferenzen und Tagungen, um sinnloses Gerede und Palaver um unwichtige Dinge und selbst geschaffene Probleme in der Kirche. Diese Zeit im Gebet vor dem Tabernakel verbracht, hätte uns selbst und der Kirche mehr genützt.

Jene, die gläubig zur Kirche standen und freudig bereit waren, nach dem II. Vatikanischen Konzil an der Umsetzung der Beschlüsse mitzuwirken, sind längst aus den Gremien verdrängt, abgewählt oder haben sich wegen der Erfolglosigkeit ihres Einsatzes zurückgezogen.

Das zeigt sich besonders deutlich in den diözesanen Gremien und vor allem im sogenannten Zentralkomitee der Deutschen Katholiken. Sich so zu nennen, hat dieses Komitee überhaupt keine Legitimation. Beschämend für die Katholiken in unserem Land ist wieder, wie so oft, die Reaktion des selbstherrlichen Vorsitzenden auf Ihre Predigt in Fulda, nachzulesen heute in der „Tagespost“.

Wann endlich wird die Bischofskonferenz diesem schon lange nicht mehr katholischen Komitee die finanzielle Unterstützung entziehen? Diese aber auch dem

BDKJ entziehen, der Arbeitsstelle der Bischofskonferenz für die Jugendseelsorge, die sich mit wissenschaftlicher Akribie daran gemacht hat, die Teilnehmer am Weltjugendtag in Toronto auf ihre innere geistige Haltung zu untersuchen.

Vielleicht führen die drastisch zurückgehenden Einnahmen der Kirche zum unumgänglichen Zwang, den der Kirche keinen Nutzen bringenden, ihr eher schaden- den Gremien und Einrichtungen die finanziellen Mittel zu kürzen. Nicht nachvollziehbar ist in diesem Zusammenhang die Ankündigung der Bischofskonferenz, für das Sekretariat mit 130 Mitarbeitern einen Glaspalast in Bonn zu bauen, um sich der Welt anzugleichen. Auch da muss ein Sturm hineinfahren.

Georg Altmayr

Leserbriefe zu „Darf man in der Kirche noch katholisch sein?“ („Der Fels“ 10/2002)

Als aktives Mitglied habe ich die Vorkommnisse in unserer Pfarrgemeinde von Anfang an persönlich miterlebt und kann die Berichterstattung durch Herrn Prof. Dr. Gindert nur voll bestätigen.

Wie ist nun aber die Situation seit der Beurlaubung unserer beiden Priester? Am 12.09.02 hat ein junger Kaplan bei uns seinen Dienst angetreten und im November kommt der neue Pfarrer. Es scheint so, als sei bei uns wieder Ruhe eingekehrt. Dabei handelt es sich jedoch um ein künstlich herbeigeführtes Friedenskonstrukt: Die Pfarrgemeinderäte sind weiterhin im Amt, sprechen öffentlich von einer „guten Atmosphäre in den Gottesdiensten und unter den Menschen“. Damit unterstellen sie ja indirekt, dass dies zuvor, also noch während der Amtszeit von Pfr. Billharz und Pfr. Michelbach, nicht der Fall war. Mit anderen Worten: die unterschwellige Stimmungsmache geht ununterbrochen weiter, obwohl doch nun das „Ziel“ der Pfarrgemeinderäte erreicht ist: die Pfarrer müssen gehen! Keiner spricht jedoch von jenen Gläubigen, die immer noch unter der Situation leiden und nicht verstehen können, wie es das Ordinariat Freiburg soweit kommen lassen konnte. Diese Kirchgänger empfinden die Atmosphäre alles andere als „gut“. Hier ist eher die Rede von „traurigen Gottesdiensten“, von „beklemmender Stimmung“, da es noch lange Zeit dauern wird, bis diese den Verlust unserer Priester werden verkraften können. Doch diese Gruppe hat ja bis heute keinen Vertreter im Pfarrgemeinderat.

Bei der jüngsten ökumenischen Veranstaltung gingen auch munter wieder alle Beteiligten zur Kommunion, gerade so, als seien die zwei vergangenen Jahre ausgesetzt, als sei nie die Rede davon gewesen, dass die Interkommunion nicht gestattet ist. Bis heute wurde übrigens jenen, die sich für den Verbleib der beiden Priester eingesetzt haben, trotz mehrfacher Anfrage noch kein Gesprächstermin beim Ordinariat ge-

Gebetsmeinung des Hl. Vaters November 2002

1. dass Witwer und Witwen in ihrer Einsamkeit in der christlichen Gemeinde Ermutigung und Stütze finden.

2. dass die mediale Verbreitung des Evangeliums durch die aktive Mitarbeit der Laien unterstützt werde.

währt. Warum wurde aber auf die Kritikschriften immer innerhalb kürzester Zeit reagiert? Unverständlich war und ist auch die Äußerung eines Ordinariatsmitarbeiters, jede öffentliche Aktion zugunsten (!) der Pfarrer müsse unter allen Umständen vermieden werden, da man ein derartiges Vorgehen den Pfarrern anlasten werde! Da selbst die Vorgesetzten gegen die beiden Pfarrer agierten, hatten Kritiker natürlich ein leichtes Spiel.

Ich kann aus eigener schmerzvoller Erfahrung die von vielen Seiten so heftig attackierte Aussage von Kardinal Meisner leider nur bestätigen: Die Ereignisse um unsere beiden Priester sind ein Präzedenzfall dafür, wie durch das Handeln katholischer Organisationen (nämlich Ordinariat und Pfarrgemeinderat) unser Glaube verdunkelt wurde. Jene aber, die versucht haben, Licht in dieses Dunkel zu bringen, wurden durch eine Versetzung zum Schweigen gebracht.

*Jutta Prenscke
75236 Kämpfelbach*

Wir gehören zur Gemeinde der Pfarrer Billharz und Michelbach, Seelsorgeeinheit Kämpfelbach-Bilfingen, und haben schmerzlich miterlebt, was Sie geschildert haben. Unsere Pfarrer mussten bereits am 21.6. noch unter Erzbischof Saier ihren Verzicht auf die Gemeinde unterschreiben und wären ab dem 12.9.02 arbeits- und obdachlos gewesen. Dies alles nahmen das Ordinariat und der Pfarrgemeinderat billigend in Kauf. Rufgeschädigt sind sie nach wie vor, denn bis heute hat keine Rehabilitierung seitens des Ordinariates stattgefunden. Hätte die Tagespost sich nicht des Falles angenommen, säßen die Pfarrer jetzt wohl auf der Straße. Nun dürfen sie wenigstens im Pfarrhaus wohnen bleiben, bis eine neue Pfarrstelle gefunden ist. Offiziell aber dürfen sie in der Pfarrgemeinde als Pfarrer im Urlaub nicht tätig werden. Schwer erträglich ist für uns, dass seitens des Pfarrgemeinderates nun ständig von Versöhnung und Aufbruchstimmung geredet wird. Unser Bestreben war es, die Pfarrer hier zu behalten. Auch sie wären trotz allem, was sie erleiden mussten, gerne geblieben. Doch über die Köpfe der praktizierenden Katholiken hinweg wurden bereits Personalentscheidungen getroffen: Ein neuer Kaplan hat am 12.9. seinen Dienst angetreten (den wir freundlich angenommen haben) und ein neuer Pfarrer wird am 20.11. aus einer anderen Gemeinde abgezogen und hierher versetzt. Nun ist auch noch eine zweite, völlig unbeteiligte Gemeinde betroffen, die ihren Priester verliert. Sollte es nicht möglich sein, Entscheidungen zu revidieren, wenn das Unrecht, das immerhin im Namen der Amtskirche geschehen ist, sich so offenkundig zeigt? 250 Unterschriften für die Absetzung des Pfarrgemeinderates, den wir als Hauptverursacher der Krisensituation sehen, müssen

normalerweise ausreichen, doch wird er von offizieller Seite zum Durchhalten ermutigt. Dementsprechend selbstbewusst und gestärkt ist er aus der ganzen Sache hervorgegangen. Dankenswerterweise hat Bischof Wehrle uns nach Zusendung der Unterschriften zwar Aufarbeitung zugesagt, allerdings mit der Bitte um Geduld. Seitdem sind wieder mehrere Wochen vergangen. Die Pfarrgemeinde hat keine Fürsprecher und ist sich selbst überlassen. Unser Fall ist geradezu ein Paradebeispiel für die Predigt von Kardinal Meisner, der vielen von uns aus dem Herzen gesprochen hat. Wenn ein Pfarrer schon rechtlich schlechter gestellt ist als ein lebenslänglich Strafgefangener, dann müsste hier um so mehr die Fürsorgepflicht der „Behörde“ (um in der Begrifflichkeit von Vermittler Kunzmann zu sprechen) einsetzen, und es müsste heißen: Im Zweifelsfall für die Pfarrer und gegen den Pfarrgemeinderat. Wie weitgehend solche Lücken schon erkannt und instrumentalisiert sind, zeigt wieder einmal der aktuelle Fall.

Überall beklagt man den Priestermangel. In Bilfingen hat man zwei zuviel.

*Eberhard Schwenk
75196 Remchingen*

Leserbrief zu „Im Kreuz ist Heil“ („Der Fels“, Nr. 8/9/2002)

Es fällt schon schwer, den vorzüglichen Ausführungen von Edmund Dillinger etwas hinzuzufügen zu wollen, die Bewertung Walter Brandmüllers (S. 232) noch im Ohr, dass „die Zersplitterung gläubiger Kräfte – wahrlich eine Erbsünde aller sog. Konservativen“ sei. Als treuem Felsleser liegt mir dennoch die ganze Wahrheit am Herzen. Dem Satz „auf Golgotha hat die Menschheit den Sohn Gottes hingerichtet“ (Vgl. Joh 12.3 1) vermag ich nicht zuzustimmen, auch wenn er einer weitverbreiteten Doktrin streitkirchlicher Kreise entspricht. Hingerichtet wurde ER (der Weg, die Wahrheit und das Leben), wie vorhergesagt, auf Be-

Liebe Leser,



**Das Redaktionsbüro
unserer Zeitschrift
„Der Fels“ ist vom
3.11. bis 12.11.2002
nicht besetzt.**

treiben der halsstarrigen geistlichen Obrigkeit seines ursprünglichen Volkes durch die heidnische römische Besatzungsmacht als Zeuge für die Wahrheit des DREIFALTIGEN GOTTES von den Gegnern der Liebe, der Wahrheit und des Lebens, um unschuldig und freiwillig die Erlösungsgnade für die ganze Welt zu erringen (und ich werde, wenn ich von der Erde erhöht bin, alle an mich ziehen – Joh 12.3 2), denn niemand kommt zum Vater, außer durch IHN. Das werden (einst) auch die erkennen, die verloren gehen. „Der Sohn Gottes, der aus Liebe zu den Menschen vor 2000 Jahren Mensch wurde“ umschreibt deshalb nur die halbe Wahrheit. Die Menschheit (alle die IHN aufnahmen) wurde nicht durch die Menschwerdung (allein), sondern am Kreuz erlöst. Das Geheimnis der Ganzhingabe, des gestorbenen Weizenkorns des Ich, des „blinden“ Vertrauens und Gehorsams (Fiat) in die Allmacht des Vaters ist ein (geoffenbartes) Geheimnis des Glaubens – ein göttliches Geschenk, eine göttliche Tugend – und findet in der Mutter der Kirche ihre vollendete Königin, Tochter, Mutter und Braut. Ohne das Kreuzesopfer Christi wären wir alle Verlorene und niemand der Sterblichen – weder vor seiner Menschwerdung, noch danach – hätte die himmlische Herrlichkeit des verklärten Leibes und der Seele errungen. Er ist wahrhaft der Erstgeborene der neuen Schöpfung, der Erst-erstandene von den Toten (den Entschlafenen).

*Hermann Mai
85072 Buchenhüll 46*

DER FELS - Katholische Monatsschrift.
Gegründet 1970 von Pater Gerhard Hermes SAC

Verlag: Der Fels-Verein e.V.

Herausgeber: Der Fels-Verein e.V.

Verantwortlicher Redakteur: Prof. Dr. Hubert Gindert

Redaktion: Eichendorffstr. 17, D-86916 Kaufering, Tel.: 08191/966744, Fax: 08191/966743, e-mail: Redaktion: Hubert.Gindert@der-fels.de Bestellung: Renate.Gindert@der-fels.de Verlagsleitung: ebendort, Grafik und Layout: Renate Gindert, Bernau; Druck: Egger Satz + Druck GmbH Landsberg

DER FELS erscheint monatlich im Umfang von 32 Seiten.

Bestellung: An den Fels-Verein e.V., Postfach 1116, D-86912 Kaufering

Einzahlung Deutschland: Konto Fels e.V., Raiffeisenbank Kaufering-Landsberg eG, Nr.: 54 75 22, BLZ: 701 694 26, Postbank München, Nr.: 598935-806, BLZ: 700 100 80

Österreich: Bestellungen wie oben, Landeshypothekenbank Salzburg, Fels e.V., Konto Nr.: 2 493 378, BLZ: 55 000;

Schweiz: Bestellungen wie oben, Fels e.V., Schweizer Postscheckkonto Nr.: 40-352273-9

Andere Länder: Bestellungen wie oben, Auslandspostanweisung oder Eurocheck - an: Auslieferung „Der Fels-Verein e.V.“, Postfach 11 16, D-86912 Kaufering.

Missionsschwester Francis van den Berg und ihre Glaubensgefährten

Welche Freude am Glauben müssen jene Menschen erlebt haben, die ihre Familie, Freunde und ihren Beruf im gesicherten Europa aufgaben, um in Afrika oder in anderen fernen Ländern unter schwierigen klimatischen und zivilisatorischen Bedingungen diese Freude weiterzuvermitteln. Dazu gehört nicht nur Mut, sondern Großmut. Zu den Missionarinnen und Missionaren, die diesen Weg gingen, gehört die Marianhiller Missionsschwester Francis van den Berg. Sie ist am 27.06.1935 in Remscheid geboren. Ihre Kindheit fiel in die Zeit des 2. Weltkriegs von 1939 bis 1945. Im Jahre 1954 siedelten ihre Eltern nach Köln über. Mit 17 Jahren besuchte Elsbeth, wie sie vor ihrem Klostertritt hieß, die Mittelschule der Marianhiller Missionsschwester. Anschließend trat sie selbst in das Kloster ein, wo sie mit einem Studium in England zur Lehrerin ausgebildet wurde.

Ihre positive Lebenseinstellung, ihr Humor und ihre Hilfsbereitschaft trugen ihr überall die Sympathie ihrer Mitschwester und ihrer Studienkolleginnen ein. 1959, als in Deutschland das Wirtschaftswunder blühte und die Jugend faszinierte, meldete sie sich freiwillig für die Mission im damaligen Rhodesien, dem heutigen Simbabwe.

Dort erteilte sie Unterricht im Nähen, in Hauswirtschaft und in Religion. Erst nach zehn Jahren erhielt sie einen kurzen Heimaturlaub. Nach ihrer Rückkehr bekam sie einen entlegenen Einsatzort am Gwaaifluß zu-

gewiesen, wo zunächst alles normal verlief. In den siebziger Jahren änderte sich allmählich die Sicherheitslage. Es kam zu Überfällen auf Einheimische und auch auf weiße Missionare. Vorgesetzte rieten ihr deshalb, das Land zu verlassen. Doch das lehnte sie ab. Gerade in der Not dürfe „man seine Herde nicht im Stich lassen“.

Ängstlichkeit war nicht ihre Sache. Und einige Jahre hatte sie Glück.

Doch am 5. Dezember 1976 fuhr Schwester Francis zusammen mit dem Marianhiller Missions-Bischof Adolph Gregor Schmitt, mit P. Possenti Weggartner und Schwester Ermenfried Knauer im Auto zu einem entfernten Missionshospital, um einen kranken Missionar zu besuchen. Auf dem Weg dorthin fanden sie sich plötzlich vor einer primitiven Straßensperre. Sie stiegen aus und wollten den Weg frei räumen. Da erschien ein Revolutionär in Tarnuniform mit einem Maschinengewehr und verlangte Geld. Die Missionare antworteten, sie hätten zwar nicht viel Geld, doch wenn er mitkäme auf die nächste Missionsstation, könnten sie ihm Geld geben. Aber der Angreifer schrie: „Alle Missionare sind Feinde des Volkes“. Seine Parolen klangen marxistisch. Plötzlich erschoss er den Bischof, dann Schwester Francis, die dem blutenden Bischof helfen wollte und schließlich auch Pater Possenti. Die schwerverletzte Schwester Ermenfried stellte sich tot und überlebte dadurch.

Drei Missionare, die sich ganz mit den Einheimischen des Landes identifiziert hatten, weil sie in jeder Per-



„Geht zu allen Völkern ... und tauft sie im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes!“

Mt 28,18

son – gleich ob schwarz oder weiß – die menschliche Würde sahen, mussten sterben. Es stellte sich heraus, dass der junge Mörder in Sambia zum „kommunistischen Untergrundkämpfer“ ausgebildet worden war. Die einen brachten aus Europa selbstlose Hilfe, die anderen schickten aus Europa Hass und Tod. Was schließlich vor dem Urteil der Geschichte und vor dem Urteil Gottes Bestand haben wird, ersehen wir aus dem Bibelwort: „Tut Gutes denen, die euch hassen.“ Menschen, die dazu in der Lage sind, werden schließlich obsiegen. Wir, die wir weniger großmütig sind, sollten für die Missionarinnen und Missionare wenigstens beten und sie unterstützen, wo es möglich ist. Neben den namentlich bekannten Märtyrern werden an Allerheiligen auch ungezählte weitere Opfer der Nächstenliebe im Himmel ihr Fest feiern.

Eduard Werner